

leg. g. 359 l

Schütze

<36612029040014

<36612029040014

Bayer. Staatsbibliothek

Gedanken und Einfälle
über Leben und Kunst

von

S t. S c h ü t z e.

Leipzig, bei J. F. Gleditsch

1810.



V o r r e d e.

Wenn ich mir schmeicheln darf, dass diese Aufsätze, wenigstens einem Theile nach, hier- und dahin vereinzelt, bei ihrem ersten, flüchtigen Erscheinen in den Zeitschriften keine ungünstige Aufnahme fanden, so darf ich auch vielleicht hoffen, dass sie, gesammelt und in eine gewisse Ordnung und Verbindung gestellt, geprüft und mit neuen Auf-

sätzen vermehrt, für eine ruhigere Lektüre dem Leser nicht unwillkommen seyn werden. Neben einander können sie zur Unterstützung der Ideen, die bei den meisten als herrschend zum Grunde liegen, besser, als in der Zerstreuung, sich nachbarlich die Hand bieten, sich einander erklären und ergänzen, und bei Manchem entweder würdigere Ansichten und Vorstellungen über Leben und Kunst, oder doch wenigstens Unterhaltung und Nachdenken darüber, und damit zugleich eine Annäherung zur Wahrheit befördern. Wechselnd zwischen Scherz und Ernst und ohne auf strenge Verbindung Anspruch zu machen, sind sie doch so geordnet, dass sie vom Leben zur Kunst, die

beide in ewiger Verwandtschaft und Wechselwirkung stehen, einen leichten Uebergang bilden, und von einem zum andern Stoff und Gedanken hinübertragen, wobei auch, wie ich hoffe, ein Paar historische Mittheilungen, die hier und da als Anlehnungspunkte dienen können, die eröffnete freie Betrachtung in Rücksicht des Wesentlichen nicht stören werden. Bei der so grossen Verschiedenheit der Leser, die doch alle für eine Art von Philosophie Empfänglichkeit haben, trägt vielleicht die verschiedene Form und Einkleidung, worein sich der betrachtende Geist verhüllt, am ersten dazu bei, einen Zugang zu ihnen ausfindig zu machen, und mir eine goldene Brücke zu schla-

gen; worauf ich, bald so, bald anders an-
gethan, noch öfters gern zu ihnen hinüber
wandern möchte.

Weimar, d. 1. März 1810.

St. Schütze.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

	Seite
Klage des Publikums. Thema mit Variationen.	3
Kurzer Bericht über unsern Lebenswandel.	7
Sprache des Herzens. - - - -	13
Ueber Gleissnerei im öffentlichen Urtheil.	19
Doktor Luther an seine Gemeinden. -	25
Der Hirsch. - - - -	30
Kriegsscenen. - - - -	32
Der Friedenstraum. - - - -	40
Sonderbarkeiten. - - - -	48
Ueber Versöhnungsfeste. - - - -	57
Die Freude des Wohlwollens und der Geselligkeit. - - - -	61
Ueber die Fröhlichkeit. - - - -	67
Beispiel von glücklichem Humor. - - -	72
Ueber das ehelose Leben eines Frauenzimmers.	76
Wie Schönlieb sich eine Frau wünscht. -	92
Ueber die Sprachähnlichkeit zwischen dem Kaufmann und dem Moralisten. - - -	98
Der Hofnarr und der Dichter. - - -	105
Ueber die Idee einer allgemeinen Sprache.	118

Zweite Abtheilung.

	Seite
Ueber die Kunst. - - -	122
Kann die Lyrik den Charakter des Menschen ausdrücken? - - -	127
Die Familie und der Liebling, oder: das FlötenConcert. - - -	135
Wornach beurtheilt man Gedichte? -	141
Ueber Deklamation. - - -	148
Ueber den Ton und Inhalt der Romanze.	169
Ueber Gegensätze in poetischen Naturen. -	175
Der Verkäufer deutscher Poesie. -	180
Ueber den Gebrauch der Assonanzen. -	186
Ueber Ossians Metrum und Sprache. -	191
Ueber die Wahrheit der Dichtkunst, besonders des Märchens. - - -	197
Wahrheit im Leben und auf der Bühne.	206
Auffallenheiten auf der Bühne. -	210
Gehören Verse auf die Bühne? -	221
Ueber die Weimar'sche Bühne. -	238
Beförderungsmittel der Schauspielermimik.	249
Ueber die Idee eines Kunsttheaters. -	255
Sendschreiben deutscher Lustspieldichter an H. Cotta in Tübingen. -	260
Schreiben deutscher Lustspieldichter an das Publikum. - - -	265
Ueber das Komische. - - -	278
Ueber Schiller und besonders den ersten Band seines Theaters. - - -	297
Ueber den Werth des Oeffentlichen. -	307

Gedanken und Einfälle

über

Leben und Kunst.

Liedern und Fingerringen

oder

Leben und Kunst

Klage des Publikums.

Thema mit Variationen.

[1806.]

Ich weiss nicht, woran ich bin.

Ich liebe den Frieden, aber wenn Krieg ist, mag ich gern wissen, wer Recht hat. Lange war ich französisch gesinnt, und dachte, es würde mit der Freiheit gut gehen; nun aber ist alles anders geworden, und Einer herrscht wieder über alle. Bald wird es mit den Eroberungen zu arg; doch loben es andere, und meinen, wenn wir könnten, machten wir es wohl eben so. Wem soll ich Recht geben? — Ich weiss nicht, woran ich bin.

Ich liebe die Wissenschaften, und, wenn sonst ein Buch in der allgemeinen Literaturzeitung gelobt wurde, so wusste ich, es war gut, und kaufte es. Jetzt lese ich solcher Zeitungen viele; aber was die eine lobt, tadelt die andere. Welcher soll ich glauben? — Ich weiss nicht, woran ich bin.

Ich liebe die schönen Künste, und lese gern zu meiner Erholung, besonders was Aufsehen erregt. Sonst erfuhr ich das leicht, es gab darüber nur eine Stimme, und was die ganze Welt las, das las ich auch. Jetzt werden mir eine Menge Journale ins Haus gebracht, es wird darin so vielerlei empfohlen, das doch kein Aufsehen macht. Dabei sind die Urtheile darüber immer verschieden, und wenn mich der eine ums Himmels willen bittet, das Buch zu kaufen, so warnt mich der andere davor um Gottes willen. Wem soll ich folgen? Ich weiss nicht, woran ich bin.

Das Theater liebe ich besonders, und mag gern ein Wort darüber sprechen. Sonst gab es wohl noch Stücke, die allgemein gefielen, und daher zweifelte ich nicht, dass sie gut wären. Jetzt höre ich oft, dass dergleichen Stücke grosse Fehler haben sollen, und es nur darauf anlegen, zu täuschen, und zu rühren. Doch muss ich ehrlich bekennen, sie gefallen mir noch immer, aber ich scheue mich, es mir merken zu lassen, denn es sind gelehrte, verständige Männer, die anders urtheilen, und viele sprechen ihnen nach. Ob sie Recht haben? — Ich weiss nicht, woran ich bin.

Ich liebe vor allen Dingen die Religion, und

ging sonst immer fleissig in die Kirche; aber man hat mir gesagt, dass man nicht alles glauben soll; und Prediger selbst haben mich versichert, dass man nur gut zu handeln brauche, um selig zu werden; denn das ist doch die Hauptsache. Seit der Zeit geniesse ich den Sonntag in Ruhe. Doch lese ich öfters Bücher über die Religion, und finde zu meiner Verwunderung die Nachricht darin, dass wir in Gefahr sind, Schwärmer zu werden, und dass ich meine Kinder davor warnen soll. Ich habe zwar an mir selbst davon noch nichts verspürt, doch haben sie mir bange gemacht. — Was soll ich thun? Ich weiss nicht, woran ich bin.

Ich liebe auch den Patriotismus, und habe es immer gern gesehen, dass alle zusammen halten, und ihren Fürsten ehren. Da aber die Fürsten jetzt so oft Länder wechseln, so komme ich darüber mit meinem Patriotismus ein wenig ins Gedränge. Doch — diese Wankelmuth in allen Dingen muss mich selbst schon leichtfertig gemacht haben, denn ich nehme keinen Anstand mehr, jedem Fürsten zu sagen, dass es mich freuet, unter seine Regierung zu kommen. Ich halte immer die Lampen bereit, und, wenn ich trompeten höre, illuminire ich. Es sind noch dieselben Lampen, die schon dem

vorletzten Fürsten geleuchtet haben, nur muss ich immer neues Oel dazu thun.

So kann es noch wohl dahin kommen, dass ich sage, was ich nicht glaube; behaupte, was ich nicht meine; lobe, was ich nicht verstehe; mir einbilde, was ich nicht empfinde; und thue, was ich nicht will. Was soll ich anders machen? — Ich weiss nicht, woran ich bin.

Kurzer Bericht über unsern Lebenswandel.

[1808.]

Neulich habe ich von meinem reichen Vetter in Philadelphia (von dem ich einmal zu erben gedenke) einen Brief bekommen, mit allerhand Fragen, worauf ich ihm aus der belagerten Festung Europa wirklich und wahrhaftig die Antwort schuldig bleiben müsste, wenn man nicht nach gerade anfinge, die elegante Zeitung *) auch in andere Sprachen zu übersetzen, und sie den Schiffern als Rückfracht (statt der ehemaligen schlesischen Leinwand, woraus das Papier selbst nur eine Uebersetzung ist) heimlich (d. h. auf der offenbaren See) zu übergeben, durch welche Gelegenheit ich denn hoffe, meinem lieben Vetter endlich zu Gesichte zu

*) wo dieser Aufsatz zuerst stand.

kommen. — Was aber die übrigen Leser betrifft, so beziehe ich mich zur Entschuldigung auf die vielen Liebesbriefe (Geburts- und Todesanzeigen), die noch tagtäglich in der Hamburger Zeitung vor ihren Augen gewechselt werden, und auf ihre eigene Lust, mit welcher sie solche Nachrichten hinter den gelehrten Sachen zu lesen pflegen. Also:

Lieber Vetter in Philadelphia!

Ihren Brief mit dem Fässchen Kaffee habe ich richtig erhalten *). Ich hatte eine solche Freude darüber, dass ich alle Nachbarn und Freunde zusammen rief, die denn auch gleich den Kaffee mit mir probierten und Ihre Gesundheit tranken (das Pfund kostet jetzt 1 Thlr. 8 Gr.). Beinahe hätte ich ihn gar nicht bekommen, denn die Schiffe auf dem Meere sind jetzt gleich alten Jungfern so spröde gegen uns, dass sie sich gar nicht berühren, und nur mit Gewalt nehmen lassen. Die Jungfer Christine (so hiess das Schiff) ging vor unserer Küste so lange auf und nieder, bis endlich ein Kaper kam, der sie ein wenig auf die Backen schlug,

*) Diese Formel fängt seit einiger Zeit an, wieder stark Mode zu werden.

und mit sich fort nahm *). — Nun wollen Sie gern wissen, mein lieber Vetter, wie wir leben. Ich sage schlecht, theils, weil wir kein Geld haben (wenn Sie uns welches schicken wollen, soll es uns sehr lieb seyn; Geld darf noch am ersten eingeführt werden, und Sie können künftig den Kaffee nicht besser einbringen, als wenn Sie Geld darum legen), theils aber auch, weil wir überhaupt ein schlechtes Leben führen. Ich will nur alles treu bekennen, damit Sie sehen, dass wir jetzt bei der Busse und Besserung sind (vorzüglich bei der Busse), und Mitleiden mit uns haben. Von der Kirche wollen Sie etwas wissen, und da muss ich Ihnen berichten, dass wir, nachdem wir alles darin abgeschafft haben, nicht mehr hinein gehen; ungefähr wie man so lange ein Stück Meubel nach dem andern versetzt, bis man selbst hinaus geht und nicht wieder kommt. Abgeschafft haben wir das alte Gesangbuch (und das neue nicht wieder angeschafft), die Privatbeichte (öffentliche Kollegia werden aber auf allen Universitäten schlecht besucht), das Predigen von Religion (statt des-

*) Nach der Melodie:

Lass in mein Haus dich führen,
Komm in mein Schloss mit mir.

sen haben wir die Moral eingeführt; nach der wir aber nicht handeln) und den Klingelbeutel. Die Korrende singt nicht mehr (wegen der Störung: heute mir und morgen dir), die Chorschüler stehen nur noch einzeln (manche ohne Mäntel) und die Kirchenmusik ist hier und da auch schon bis auf die Trompeten zusammengeschmolzen, die wir allein noch übrig gelassen haben, um zuweilen Herr Gott dieh loben wir zu singen. Die Kirchenpassion ist nur noch selten, weil — — Johannes Eremita wird Ihnen nächstens den Grund davon sagen *), indess denken wir, nun bald wieder zu ihr heimzukehren. Von den übrigen heiligen Dingen will ich Ihnen nicht einmal sagen, denn Sie möchten sich nur erkundigen, wie lange wir nicht zum heiligen Abendmahl gewesen wären. Getauft wird noch, und Hochzeit wird auch noch gehalten, doch ersteres mehr, als das letztere, und beides ohne Folgerecht. Nach der Kinderzucht fragen Sie? Nachdem wir alle mögliche Gelehrsamkeit in die Kinder hineingepumpt haben, fangen wir an, sie wieder auszupumpen. Unsere Kinder folgen der Na-

*) Ich habe viel gelitten.

tur*) — sie haben es dabei gut, und leben wie die Herren. Ihr Verstand ist sehr gebildet. In die Kirche schicken wir sie nicht eher, als bis sie alles begreifen können, sollten sie darüber auch gar nicht hineinkommen. Daher ist neulich ein Knabe von 8 Jahren, den sein Grosspapa aus Versehen in die Kirche mitgenommen hatte, vor seinen Eltern mit der Frage erschienen, was denn das für ein Mann wäre, von dem der Prediger heute, (es war gerade Charfreitag) so viel gesprochen hätte. Lieber Vetter, ich schriebe es Ihnen nicht, wenn es sich nicht wirklich so verhielte. — Von unsern Sitten —? Ach Gott! Mamsell Ueberall geht mit offenem Busen, und Musje Valentin hat noch immer nicht geheirathet. Gespielt wird viel, gelesen auch. Klug sind wir alle gewaltig, aber mit der Ehrlichkeit will es nicht mehr recht fort, und weil keiner weiss, wie er sich auf den andern verlassen kann**), so wird alles irre und läuft bunt durch einander. Die Wissenschaften sollen indess ganz ausnehmend blühen, wenigstens wird viel geschrieben, und zwar rasch

*) Lass mich gehn auf deiner Spur,
Süsse, heilige Natur.

**) Geh du voran, hast Stiefeln an.

ins Zeug hinein, dass man glauben sollte, die Worte wären mit den Verfassern durchgegangen. Ja überall Worte, und wenig Geld. Werden Sie nur nicht böse, lieber Vetter, dass ich dieses Artikels schon wieder erwähne. Es ist nun einmal grosses Geschrei darnach *). Alle sehen wir uns einander an und schneiden Gesichter. Die alte Hantierung geht nicht mehr. Der vorige Profit bleibt aus, und die vorige Lebensart können wir auch nicht vom Halse los werden. Wenn der Kaffee alle ist, wollen wir unter die Soldaten gehn **). Was meinen Sie dazu, lieber Vetter? Ja, es bleibt uns weiter nichts übrig. Auch haben wir schon einige Kriegslieder einstudiert (frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, und dergleichen), die uns herrliche Dienste thun sollen. Und stehen uns auch dabei die Thränen in den Augen, wir drücken den Hut ins Gesicht, und — kurz und gut, lieber Vetter, Sie sollen in den Zeitungen bald mehr von mir hören. —

*) Thu nur Geld in deinen Beutel.

Shakespeare im Othello.

**) Und unter die Husaren gehn,
Vielleicht wird da mein Glück bestehn.

Studentenlied.

Sprache des Herzens.

1) Der Candidat.

Gnädiger Herr, in aller Unterthänigkeit wollte ich Sie hiermit um die Pfarre bitten, die Sie zu vergeben haben. Ich mache mir zwar aus Gottesfurcht und Religion nicht viel, aber es soll ein grosses Dorf und eine schöne Pfarre seyn, und da ich gewaltig in Schulden stecke, so wünschte ich mir damit zu helfen, sonst lebte ich noch gern einige Jahre so fort. Griechisch und Hebräisch verstehe ich wenig, aber ich denke, so viel dazu gehört, den Bauern etwas vorzupredigen, so viel verstehe ich auch. Dabei bin ich ein guter Gesellschafter, und wenn Ihnen zum L'hombre gerade der dritte Mann fehlt, so stehe ich jederzeit zu Diensten. Auch schiesse ich meinen Hasen, und begleite Sie auf die Jagd, wenn Sie wollen. Im Spass bin ich nicht sehr empfindlich, und wenn Sie Gesellschaft haben, so dürfen Sie mich nur rufen lassen, ich kann Teufelszeug angeben. Wein

vertrag' ich auch ganz gut, wenn es nicht zu arg kommt; ich halte immer bis auf den letzten Mann aus. In keiner Sache steh' ich zurück, ich weiss mich in die feinste Gesellschaft zu schicken. Dabei bin ich noch völlig ledig, und wenn Sie sonst eine arme Predigertochter, eine Wittwe, ein Kammermädchen oder sonst etwas haben, so kann ich immer noch heirathen wenn ich will. Ich werde mich in allem bestreben, Ew. Gnaden Beifall zu erhalten, wenn Sie nur die Güte haben wollen, mir die fette Pfarre zu geben, als warum ich hiermit in aller Unterthänigkeit bitte. In tiefster Devotion ersterbe ich — Ew. Gnaden — unterthänigster Diener

Candidat Sausewind.

2) Der Erzieher.

Da ich so unglücklich gewesen bin, ein armes, jedoch honnettes Mädchen in Verlegenheit zu setzen, und ich nun auf kein geistliches Amt Anspruch machen kann: so weiss ich mir nicht anders zu rathen noch zu helfen, als dass ich ein Erziehungsinstitut errichte; ich ersuche daher die Eltern, mir ihre Kinder anzuvertrauen, was sie um so eher thun können, da ich selbst Vater bin. Ich will sie in allen Wissenschaften unterrichten, so viel kann ich noch

von der Schule her, und meine Frau kann nähen, stricken und sticken. Und was ich nicht selbst versehen kann, da habe ich einige arme Schüler, die mir helfen. Im Französischen habe ich die beste Aussprache, da ich von jeher viel mit Franzosen umgegangen bin. Es wird mir zwar viel Plackerei machen, aber Noth bricht Eisen. Ich werde mich freuen, wenn ich nur erst recht viel Kinder sehe, denn alsdann bin ich doch gewiss, dass meine Anstalt zu Stande kommt, und dass wir unser anständiges Brot haben. Vorzüglich soll es mir lieb seyn, wenn mir Auswärtige viel Pensionaire schicken, denn die passen zu meiner Wirthschaft am besten. Wir wollen mit einander leben, wie eine Familie. Da ich schon mein eigenes Kind zu erziehen habe, warum sollte ich mir nicht noch einige dazu wünschen? Es werden so manche Unkosten dadurch erspart. Und welcher ein süßer Gedanke muss es seyn, wenn ich nach dem ersten und wichtigsten Geschäfte der Menschheit mich Abends hinter den Ofen setzen und sagen kann: Gottlob, der Tag ist nun auch wieder hin, und wir haben zu leben. Gründe genug für die lieben Eltern, mir recht bald ihre Kinder zu schicken, von 8, 7, 6, 5 oder auch 4 Jahren, Knaben und Mädchen, und wenn sie

auch schon 14, 15 Jahr alt sind, meine Frau hat ja die Aufsicht. Ich wohne in der Winkelgasse, im schwarzen Staar, drei Treppen hoch.

Lebrecht Nothnagel,
Lehrer und Erzieher.

3) Der Freier.

Ich bin so dreist, hiermit um Ihre Mamsell Tochter anzuhalten, denn ich habe einen Kramladen und einen Weinhandel angelegt, und muss eine Frau im Hause haben, und Geld. Wegen der Mitgift können Sie ganz ausser Sorgen seyn, denn wenn ich auch Banquerott machte, so ist das bei einem Kaufmann eine herrliche Sache, dass die Frau doch das Ihrige behält. Sie können also mit Ihrem ansehnlichen Vermögen keinen bessern Schwiegersohn finden, als mich. Ihre Mamsell Tochter kenne ich recht gut, ich bin ihr zweimal in Rosenbergs Garten begegnet und habe bei der dritten Huldigung auch auf der Harmonie schon einmal mit ihr getanzt; ich denke, dass wir recht gut zu einander passen werden, denn fleissig bin ich, und die Handlung verstehe ich auch. Es würde mich wirklich in Verzweiflung setzen, wenn Sie oder Ihre Mamsell Tochter mir diese schöne Parthie ausschlagen wollten, denn ich wüsste wirklich

nachher nicht, wo ich weiter anklopfen sollte, weil unsere kleine Stadt durch den Krieg sehr gelitten hat, und heirathen muss ich, denn ich habe Wein unterwegs. Solches lege ich Ihnen hiermit ans Herz und verbleibe mit Estime und Hochachtung

Euer Edel

dienstwilliger Diener

Hurtig, Kaufmann.

4) Der Recensent.

Wiederum ein wichtiger Beitrag zur Technologie, ein Buch über das Schuhmacher-Handwerk. Der Verfasser ist mein guter Freund, der Inspektor Wildenhahn, dem ich die Bitte nicht abschlagen konnte, von dem Buche eine Anzeige zu machen, und ob ich zwar dasselbe nicht verstehe (weil ich diesen Theil der Kosmetik nicht ganz inne habe), finde ich doch, dass es mit einem solchen Fleiss, mit einer solchen Gründlichkeit und mit so vieler Applikation und Subtilität abgefasst ist, dass ich nicht weiss, was ich dazu sagen soll. Ich will Sie nur auf das sechste und siebente Kapitel von den Frauenzimmerschuhen aufmerksam machen, welche der Verfasser, der es doch verstehen muss, selbst für die besten und

gelungensten hält. Wenigstens darf Recensent behaupten, dass es die interessantesten sind, denn welche Zierde verleiht nicht ein netter Schuh dem niedlichen Füßchen einer tanzenden Cloris oder Aspasia, und wie leicht schwebt Charis dahin, wenn sie den Fuss in den Duft so glänzender Farben taucht! Damit, denke ich, ist das Buch genug gelobt, und ich empfehle mich hiermit zugleich allen meinen Freunden als ein Beförderer alles Guten, der gern lobt, wo er kann, aber auch den Tadel nicht verschweigt, wenn es darauf ankommt, auch andern Tribunalen seine Huldigung nicht zu versagen.

Freundlich, Rector magn.

Ueber Gleissnerei im öffentlichen Urtheil.

Schreiben meines Gönners an mich.

Mein lieber St.

Was muss ich von dir hören? Hab' ich Dir darum die Freiheit gegeben, dass Du sie zu Lug und Trug und niedrigen Schmeicheleien anwenden sollst? Ist die Welt nicht schon verkehrt genug, willst Du sie noch mehr verwirren? Sehr üble Nachrichten sind von Dir eingegangen. Sie sagen, Du liessest Dich zu allerlei Schelmstücken gebrauchen, Du wärest eine feile Trompete, ein Musikant, der Jedem aufspielte, wie er's verlangte. Wer irgend gelobt seyn wollte, der wendete sich an Dich: Schauspielerinnen kämen mit losem Halstuche, und Du müsstest ihnen ihr Spiel herausstreichen; Schriftsteller schickten Dir ihre Bücher zu, dass Du sie brav in der Welt ausposaunen müsstest; reisende Virtuosen liessen sich von Dir den Weg bereiten, und bezahlten mit Freibillets; Mah-

lerinnen, die gern in der Welt Aufsehen machen wollten, bäten sich von Dir ein süßes Lob aus; Rednerinnen rührten Dein Herz, und machten Dir allerhand (ich glaube antike) Stellungen vor; Deklamatoren wimmerten und wütheten ganz erbärmlich, damit Du nachher in den Journalen davon einen grossen Lärm erheben könntest. Das alles brächte Dir viel Geld ein, denn jedes gedruckte Lob würde noch besonders bezahlt, und von den geschenkten Büchern hättest Du schon aus allen Fächern eine ansehnliche Bibliothek beisammen. Du wärest wie ein Advokat käuflich für alle Partheien, und stelltest Dich bei jeder Sache so heilig an, als hättest Du gerade hier den rechten Schatz gefunden; würdest Du aber versucht, so wärest Du für das Gegentheil eben so entzückt, und ständest dem Feinde bei, wie vorher dem Freunde. Auf den Fall aber, dass man Deine Unwahrheit entdeckte, hättest Du immer in Worten und Redensarten eine Hinterthür offen gelassen, woraus Du entschlüpfen könntest. Fänden sich so die armen Schelme betrogen, und käme ein Virtuose mit hinkendem Fusse zurück, dann hieltest Du niemals Stand, sondern zögest Dich hinter die Gardinen. Dabei hättest Du eine so glatte, gewundene Sprache, dass Wörter

aus allen Weltgegenden, aus allen Zeiten und Wissenschaften Dir zu Dienste ständen, um ein Nichts recht hochzeitlich heraus zu putzen, und es zu einer wichtigen Sache zu machen. — Pfui! schäme Dich! Hast Du darum so viel gelernt, um jetzt eine Trödelbude damit aufzuschlagen? Hast Du darum so viele Kenntnisse eingesammelt, um für Andere Purpurläppchen daraus zu schneiden, und ihren Büchern einen goldnen Esel aufzuhängen? Ich wollte, dass Dir bei der nächsten Grimasse die Miene fest stehen bliebe, zu Deiner eigenen Schande und zur Warnung für alle Heuchler, Du nichtswürdiger Mensch! Einen Steinregen in Deine Fenster, und ein Hagelwetter auf Deinen Nacken! Ja, alle Partheien müssten sich zusammenthun, und ihre Krallen gegen Dich kehren, Du, mehr als Habicht und Geier! „Geben Sie mir die Freiheit,“ sagtest Du, „ich will das Reich der Wahrheit befördern,“ und da gab ich Dich frei, und machte Dich zu einem Apostel. Nun kannst Du leben wie ein Edelmann, und hast Deinen Willen, wie keiner; aber ich sehe wohl, die Wahrheit ist theuer, und nun auch für Geld nicht mehr zu haben. O das sind Zeiten!

Verantworte Dich, wenn Du kannst; wo nicht, so hole Dich der T—! Diess wünscht mit Leidwesen

Dein

betrübter Gönner.

Meine Antwort.

Hochzuverehrender, gütigster Gönner!

Noch zittern und beben mir alle Glieder. Ich traue meinen Augen kaum. Schrecklich, entsetzlich! Mein Pudel sieht mich an und will nicht fressen, so sehr haben Sie mich herunter gemacht. Wenn es nicht Ihre Hand wäre, so wollte ich glauben, ein Anderer hätte den Brief geschrieben. Abscheuliche Verläumdungen! Wer hat Ihnen das gesagt, wer hat sich solcher Lügen erfrecht? An wen, an mich wäre dieser Brief? Die Adresse ist freilich richtig, aber so wahr ich St. heisse, dergleichen unheilige Dinge sind mir nie in den Sinn gekommen, und mögen auf dreissig Meilen von mir entfernt bleiben. Loses Halstuch, antike Stellungen! Nein! mein allergütigster Gönner, dergleichen ist mir nie erschienen. Auch von eingelobten Büchersammlungen weiss ich nichts. Ich stelle keine

Reisepässe aus, noch schnitze ich goldene Esel. Ich empfinde und urtheile, wie ich esse und trinke, und keine Parthei hat ein Recht daran. Du lieber Gott! ich verstehe weder Musik noch Mahlerei, wie könnte ich doch darüber urtheilen! Und Bücher gar aus allen Fächern sollte ich preisen! Allen Respect für meine Gelehrsamkeit, aber, lieber Gönner, Sie haben wirklich eine zu grosse Idee davon. Dergleichen unterstehe ich mich nun und nimmer. Auch an den Theater-Kabalen bin ich unschuldig, und sehe es gelassen mit an, wenn sie sich einander ein Bein stellen, ja ich lache wol gar darüber.

So kann ich mir denn die Sache nicht anders erklären, als dass der Brief irre gegangen, oder dass hier eine Verwechselung geschehen ist. Fragen Sie nur Ihren Korrespondenten, wie ich aussehe, und sicher wird sich ein mächtiger Irrthum offenbaren. Oder sollten Sie etwa, liebster Gönner, mir auf eine besondere Weise haben andeuten wollen, wie ich als ein freier Gelehrter leben und nicht leben müsste, und wie überhaupt ein solcher sich zu verhalten habe? Ich danke ihnen, liebster Gönner, ich habe mir alles hinter's Ohr geschrieben, und will von diesem Recepte auch Andern hiesigen Orts mittheilen.

Dass die Wahrheit theuer ist, darin haben Sie, mein höchstzuverehrender Gönner, vollkommen Recht, und niemand kann diess wohl mehr empfinden, als ich, weil ich dabei an die grosse Güte gedenke, die Sie mir bisher erwiesen haben. Wenn Sie sich indess damit trösten wollen, dass wir ja selbst dem lieben Gott eine grosse Summe schuldig sind, die wir nie abtragen, so sollte es mir sehr lieb seyn, und ich würde dann mit desto grösserer Zuversicht mich nennen

Dero

ergebensten Pflichtling,

St. S. —

Weimar, d. 1. April 1809.

Doktor Luther an seine Gemeinden.

[1806 im Januar.]

Lieben Brüder in Christo; viel Gutes habe ich vernommen von euch, seit ich von euch bin, jedoch auch viel Böses seit der Zeit. Nun aber ist mir des Argen zu viel worden, so dass ich nicht fürder schweigen kann noch mag, und habe mir es von Gott erbeten, dass er noch einmal mich lasse zu euch reden, so denn hiermit geschiehet.

Es muss wohl übel bei euch stehen, und eitel verkehrtes Wesen herrschen, da christliche Brüder kommen und sagen: die Altäre des Herrn stehen verlassen; und haben mir mancherlei Grund davon gegeben, wovon mir dieses das Aergste gewesen, dass ihr gesagt: die Religion sei nur für das Volk, als gleichsam ein Zügel und Kappzaum, damit die Grossen sie möchten halten und regieren. Das ist die grösste Lästerung, so jemals ein Mund ausgesprochen wider Gott, und wenn ich noch im

irdischen Leibe wäre, könnte ich darüber in grosse Hitze und Aufwallung gerathen. So aber will ich es euch nur gelassen sagen, dass ihr Gott verläugnet, und werdet ärger wie die Heiden, die nicht unterscheiden Gott und seine Kreatur, das Geschöpf und den Schöpfer. Eure Sinne haben über euren Geist die Oberhand gewonnen, dass ihr nur geniessen mögt in der Eitelkeit, und euch einbilden, als ob alles sei ein Werk eurer Hände, und wollet nicht mehr gedenken des Herrn, der euch doch erst hat werden lassen, wie alle Dinge um euch her. So seid ihr wie die Blinden, die nur tappen und sich an das Nächste halten, und nicht wissen, was vor ihnen sei, noch über ihnen. Indess — meinet ihr wirklich, dass man nur verbleiben müsse in irdischen Dingen, und dass es schon mit der Klugheit gethan sei, so betrügt ihr das Volk, dass ihr es nicht auch so klug macht; ist aber die Religion etwas Gutes, und eine Gabe Gottes, so muss sie auch gut seyn für euch, als eine Erhebung des Gemüths, dass ihr nicht in das Irdische versinket.

So ist es denn gekommen, dass sie die Kirche mit dem Rücken ansehen und euch folgen, und also habt ihr euch selbst und ihnen das

schönste Kleinod geraubt, das sich das Herz nur wünschen kann.

Auch verkündet man schon, dass hie und da die Kirchen und Schulen nicht mehr bestehen mögen, und dass ihr euch weigert, sie zu erhalten und euch auf die Güter der Kirche verlassen wollt und auf den Fürsten; so ihr aber gebet, so soll man es ansehen, wie ein Almosen, wofür ihr noch wollet gepriesen seyn und obendrein den Himmel ererben. Schämet ihr euch nicht, dass ihr euch auf die Güter der Kirche beruft, so doch von euern frommen Voreltern herrühren, und ihr wollt nichts thun? Es fehlt nicht viel, so möchte ich gar wünschen, dass dergleichen wohlthätige Werke gar nicht da wären, weil ihr darüber unthätig werdet und lass. Und anstatt euch wegen eurer Gaben von den Kanzeln zu lobpreisen, wodurch man euch nur noch eitler macht, möchte es schier besser seyn, dass man die baufälligen Kirchen zuschliesse und über den Eingang die Worte setzte: Man soll nicht Perlen vor die Säue werfen. Ich bin es wohl überzeugt, dass ihr dann noch selbst ein heisses Verlangen danach bekommen würdet, das euch wieder zu Gott triebe, und liesset wieder Kirchen bauen und Schulen, und setztet Prediger ein, Männer von

Gottes Geist und Kraft, und thätet für die Religion nicht bloss nach dem, was eben überfließen wollte, sondern hieltet sie werth über alles, und ginget wohl gar mit Leib und Leben daran. So aber seid ihr nicht kalt und nicht warm, und kommet weder rückwärts noch vorwärts.

Doch — ich höre ja, dass ihr mir wollet ein grosses Denkmal errichten lassen — und so muss ich ja wohl glauben, dass ihr noch Religion im Herzen habt, oder, dass ihr euch bessern wollt. Dafür will ich es auch nehmen und nicht dazwischen reden, weder mit bescheidenen, noch stolzen Worten. Mag man die Verstorbenen ehren, Andern zur Ermunterung und zum Exempel, und jetzt um so mehr, da es wohl Noth thut, dass wieder einer aufrete, der euch allen die Wahrheit sagte, welches denn Gott in Gnaden verleihen möge. So ihr es aber aus Eitelkeit thut, dass man nur euren Namen nenne, und ihr gern prunken mögt mit euren Gaben, so kann ich euch nicht verhehlen, dass die Engel, wenn sie niederfahren, das Werk zu betrachten, daran kein Wohlgefallen noch Freude haben werden. Doch will ich mir dergleichen jetzt nicht vorstellen, vielmehr Trost schöpfen, und glauben, wenn ihr ein solches Werk vollendet habt, dass ihr dann

auch wieder zu Gott euch zurückwenden, und wieder an die Denkmäler eurer Väter, nämlich an die Kirchen, euch erinnern werdet. Wollt ihr das aber nicht und lieber mit euch selbst in Widerspruch gerathen, so seid versichert, dass ich mich des Denkmals nicht annehmen, vielmehr Gott bitten werde, dass er darauf seine Blitze herabschleudern möge; denn — wie ihr wisset, habe ich selbst Fürsten und Königen nicht geschmeichelt, und bin bestanden in der Wahrheit, so — denket also nur nicht, dass ich euch im Himmel noch ein Gratias singen werde, wenn ihr mir ein solches Denkmal errichtet, und nicht zugleich auch euer Herz zu Gott hinauf wendet.

Das nun sei euch zur Warnung gesagt.

Der Hirsch.

Eine Erscheinung im Herbstmanöver
bei Potsdam 1804 *).

Welch ein prangendes Haupt blickt her aus
nächtlichem Haine!

Ist es ein seliger Geist, lügend des Hirsches
Gestalt?

Thalwärts ruft es und drängt und treibet ihn
weiter und weiter;

Ist es unsterbliche Lust, Spiele des Kampfes
zu schauen?

Seht, ihm schmiegt sich der Held dort nieder
zur staubigen Erde;

Ehrfurcht beugt ihm das Haupt, oder vor
Strafe die Furcht.

Wie? Oft kleidet sich auch in warnende Bilder
die Zukunft;

Ueberein sinkendes Hauptschreitet
einstampfender Fuss!--

*) Er traf nemlich auf einen Husaren, setzte über
Mann und Ross, und der Husar fiel zur Erde.

Nieder, empörendes Bild! Willkommener deutet der Sänger:

„Ueber dem Streitross steht schwebend ein flüchtiger Hirsch!

„Sieh, beflügelte Schaar, dein Sinnbild rüstiger Eile,

„Schnell, wie Hirsche des Hains, brechet vom Lager hervor!“

Kriegs - S c e n e n.

Ein Gemälde von Weimar, vom 12. 13.
und 14. October 1806.

Das Unglück ist schnell über uns gekommen, es hat uns vieles, Manchem alles, aber Keinem den Muth geraubt, das Vergangene noch einmal zu betrachten, und sein Schicksal anzuschauen.

Welch Leben, welch Getümmel umwogte uns am Sonntage vor der blutigen Schlacht, welch Drängen durch alle Gassen! welch ein Gewühl von Menschen, von Streitbaren, die sich zum Kampfe rüsteten! Verliessen wir die Stadt, so sahen wir Lager an Lager sich erheben, und ein lautes fröhles Geräusch scholl aus der Ferne herüber. Der Himmel aber schwieg in seinem Frieden, und lächelte dazu. Die heitere Abendröthe nahm dem kriegerischen Schauplatze seine Schrecken, und zeigte uns manch anmuthiges Bild. Auf einer Wiese öffneten sich

die Magazine, der Bäcker ging um seine Oefen, die Schmiede stand auf einem Wagen vor seinem Werkmeister halb aufgethan, und indess dieser alles schickte und zurichtete, sass neben ihm ein Schuster auf seinem Dreifuss schon in voller Arbeit. So schien es, dass jeder im Freien sein verlassenes Haus wieder herstellen wollte. Die grünen Bäume umher, der Fluss mit seiner zierlichen Brücke, die sanfte Beleuchtung dazu — alles malte den Frieden, da es doch ein Bild des Krieges seyn sollte. Marketender gingen indess durch die Scene, und vollendeten das Gemälde. — Am andern Tage gingen grosse Verwandlungen vor, die Lager brachen auf mit ihren Zelten, die Trommel wirbelte durch die Strassen der Stadt, und die Gardisten stürzten bewaffnet aus den Häusern. Zum Kampf! zum Tode! diese Empfindung bemächtigte sich aller, die ihnen nachsahen.

Am andern Morgen, am 14ten, hatte sich der Himmel plötzlich verdunkelt, ein dicker Nebel erfüllte die Luft, und lagerte sich über die Erde. Ein stiller, trüber Ernst lag auf uns, während ein dumpfer Kanonendonner aus der Ferne uns sagte, was nicht weit von uns vorging; und je stiller und dunkler es um uns war, desto mehr waren unsere Gedanken in die Ferne

gerichtet, und mit dem Getümmel der Schlacht beschäftigt. Um halb zehn Uhr trat die Sonne ein wenig aus dem Nebel hervor, die Kanonade kam näher — Schuss auf Schuss, wie auf einer Revüe — und wir erinnerten uns, dass der grosse Napoleon immer mit der Sonne zu erscheinen pflegt. Viele Wagen fuhren zur Stadt herein, die Leute stürzten auf die Strassen, kleine Detaschements kamen von der andern Seite, und ein junger Offizier voran rief: „Wo gehts nach Jena? ich will hinaus, wo der Feind ist; — nur immer ruhig, zwei Mann hoch aufmarschirt, haltet euch brav!“ — Vom nahen Gehölz hörten wir das Horn der Füseliere, wie Nothzeichen. Das ist Flucht, sagte einer zum andern, und lief in sein Haus zurück. Jetzt hielten die Wagen an im Zuge, man forschte und fragte aufs neue, und einer betrog den andern mit der Nachricht: die Preussen siegen! So dauerte die Unruhe und das Getümmel bis zwölf Uhr, als auf einmal, wie mit einem Schlage, alles todtenstille wurde. Das Schiessen hatte aufgehört, man sah sich einander verwundert an, es blieb stille, und man setzte sich zu Tische. Da nichts sich weiter hören liess, so meinten wir schon, es sei alles vorbei, als auf einmal — es war halb zwei Uhr — eine

Menge Menschen durch die Strassen stürzten, einem Auflaufe ähnlich. — Wie eine plötzliche Ueberschwemmung, die den weissen Schaum voranwälzt, so sahen wir die Sachsen mit den Preussen hereinbrechen, und durch die Stadt zum Thore hinausströmen, sich selbst einander drängend wie die Flucht, doch schneller, als sie. Welch ein Gemisch, welch ein Getümmel! Wagen, Pferde, Fussvolk, Reiter, Marketen-der, alles durch einander, mitten unter ihnen die Verwundeten, die Halbtodten, die Sterbenden. Schwarz von Blut das Gesicht überzogen, sah man hier einen zu Pferde, dem Teufel ähnlich, sich durch das Gedränge einen Ausweg suchen, während ein anderer neben ihm, bleich wie der Tod, auf dem Pferde hin und her schwankte. Andere sanken ermüdet an den Weg hin, und hielten ihre Wunden. Niemand sprach, eins eilte still an dem andern vorüber, nur einmal liess sich eine Stimme hören, die rief: Nun, was lauft ihr denn so? Soldaten mit und ohne Gewehr, Zerstreute aus allen Regimentern, bald einzeln, bald in stärkern Trupps, und zuletzt in Kompagnien, in Schwadronen, noch ziemlich bei einander, zogen bald mit grösserer, bald mit geringerer Eilfertigkeit, bald mehr, bald weniger gedrängt vorüber, und gaben einen

Anblick von einer solchen Unordnung, der rettungslos das Verderben folgen musste. Indem war ein Offizier beschäftigt, die Soldaten seines Regiments zu sammeln; aber man fragte sich, wozu, da die fortströmende Menge ohne Anführer, ohne Kommando, wie ein mächtiger Eisgang unaufhaltsam war und auch die Standhaftern mit sich fortriss. Drei Stunden sahen die Einwohner diesem Getümmel zu, und erwarteten mit Bangigkeit den Augenblick, wo die Feinde mit bewaffneter Hand folgen und vielleicht noch vor ihren Augen ein Blutbad anrichten würden. Endlich hatte der Zug ein Ende, er schloss sich mit einer flüchtigen Reiterei, die noch das Schwert zum Kampf gezückt hielt. Aber noch sah man keinen Feind, sondern eine Todtenstille herrschte plötzlich durch alle Gassen. Jetzt hörte man ein nahes Schiessen, und viele Kugeln flogen mit Pfeifen und Geprassel über die Stadt, einige in die Häuser. Ein jeder flüchtete sich in Sicherheit, so gut er konnte, auf den Hof, in den Keller, hinter Gemäuer. In diesem Zustande, der etwa zehn Minuten dauern mochte, wünschte man mit Sehnsucht der Feind herbei. Man freute sich, wie nach einem Ungewitter, als man die französischen Jäger mit blinkenden Helmen im

Anfluge sah. Man schickte sich an, die Sieger zu empfangen, und hielt Wein und andere Erquickungen bereit. Aber ungleich waren die Menschen in ihren Meinungen und Massregeln; während ein Theil nur an die französische Artigkeit dachte, und viel auf seine eigenen Komplimente rechnete, stellten sich die andern nur wilde Krieger vor, die alles verheeren und zerstören würden. Beide Theile benahmen sich gleich übel. Jene gaben entweder aus Feigheit gleich alles hin, auch das, was nicht begehrt wurde, oder verloren bei der ersten kriegerischen Anrede gleich alle Fassung und liefen davon. Diese hielten Thür und Thor verriegelt, bis das Haus gewaltsam erbrochen wurde, oder hatten auch schon alles liegen und stehen lassen, und sich zu den übrigen Verwandten geflüchtet. Nur die Gesetztern hielten aus, und gaben und verweigerten eben so bereitwillig als standhaft. Viele bewirtheten auch ihre Gäste, ohne noch im mindesten die grössere Gefahr zu ahnen. So wie es aber dunkler ward, nahm das Schrecken zu, das die Einwohner schon mit dem ersten Eintritte befallen hatte; und um die Furcht und das Grausen zu vollenden, brach um 7 Uhr ein helles Feuer aus, das die ganze Stadt erleuchtete. Man stürmte eine Weile,

hielt aber bald wieder inne damit. Niemand kam, um zu retten oder zu löschen, da jeder nur an das Seinige dachte, oder auch schon alles für verloren hielt. Es war ein seltener Anblick: eine brennende Stadt, die Strassen leer, die Häuser verschlossen. Das Feuer brannte wie zur Schau, hell wie ein Licht, doch ohne Zuschauer. Das Schloss gegenüber stand in dem Scheine der Flammen, wie zur Pracht erleuchtet. Nur hie und da sah man einen Menschen; der kam und ging; sonst war alles öde und still umher. Die Franzosen allein belebten einzeln, mit Laternen in der Hand, die Strassen der Stadt, und schlugen an die Häuser. Dieses Klopfen an Thür und Laden, ihr Rufen, das Geschrei von entfernten Menschenstimmen, das Heulen der Hunde — wie fürchterlich für den, der sich und seine Habe in einen Schlupfwinkel gerettet hatte, und auf den anbrechenden Tag wartete! Einige hatten sich in den Park geflüchtet, und sassen mit ihrer Angst unter einem Gesträuche, andere waren dem nahen Gehölz (dem Webicht) zugelaufen, wieder andere irrten über das Feld den Dörfern zu. Indess waren überall die französischen Offiziere bemüht, dem Unheil zu wehren, die Einbrechenden abzuhalten und der Unordnung Grenzen

zu setzen. Aber Sieger vom Schlachtfelde, die so viele Gefahren, so viele Mühseligkeiten, Hunger und Durst ausgestanden, und jetzt aufs neue Sieg, Leben, Ehre und Freiheit gewonnen hatten — bei einbrechender Nacht — — es gibt hier nichts zu erklären, nur zu schildern.

Der Friedens-Traum.

[1810.]

Friede! scholl es vom Rathhause. Nun werden bessere Zeiten kommen, sagte ich. Bessere Zeiten, lieber Mann? fragte die Frau, und ging gleich so freundlich um mich herum, wie der liebe Mond um die Erde. Sind wir doch schon lange nicht recht von Herzen fröhlich gewesen, fuhr sie fort, ich hole den Rest Wein herauf, der uns von der letzten Affaire noch übrig geblieben ist. Nicht wahr? lieber Mann, du sagst doch ja, und künftig immer ja? — Ich hörte schon in der Küche die Gläser klirren, Nachbarn und Freunde traten herein, und im Hui war eine lustige Gesellschaft beisammen. Gern liess ich mir das gefallen, ass königlich, trank königlich, lachte wie ein König, und entschlief zuletzt wie ein König. Aber kaum war ich eingeschlafen, so hatte ich folgenden wunderlichen Traum.)

Es kam mir nämlich vor, als wenn ich in der Kirche das *Te Deum* singen hörte, aber ich stand im tiefsten *Negligé* dabei, mitten auf dem Platz, als wenn es nur so seyn müsste. Die Leute quollen aus den Thüren hervor, und ich grüsste sie. Da trat auch meine Frau heraus, die prächtig, in Gold und Seide gekleidet war. Auf dem Kopfe trug sie eine türkische Festung, und darüber Fahnen, lange Federn aus Afrika. Um den Hals schlangen sich orientalische Perlen, in der Gegend des Herzens funkelten goldene Ketten aus Paris, und von den Schultern herab hing ein indischer Shawl. Auf griechischen Sandalen schlich sie einher, und mit tyroler Handschuhen zupfte sie an brabanter Spitzen. Ich, in die Geographie ihres Leibes vertieft, wagte gar nicht, sie anzureden, sondern schlug nur die Hände über die Brust zusammen, und verneigte mich wie ein Türke. Wie es indess im Traum häufig zu gehen pflegt — die schmetternde Friedenstrompete hatte sich plötzlich in ein reisendes Posthorn verwandelt, und ich sass dahinter auf einem leichten Wagen, und fuhr zum Thore hinaus. Am Ausgange erblickte ich den Zeitungsschreiber, wie er mit gestütztem Haupte vor seiner Thüre sass. Er klagte gewaltig über Kopfschmerzen, und

schlug mit der geballten Faust bald auf die Zeitung, bald wieder an seinen Kopf, so dass ich ihm bei so fortwährender Procedur kein gutes Ende prophezeite. — Draussen kam ich über eine lange, lange Wiese, wo das Gras so hoch zu mir herauf stand, dass ich ein über das andere Mal niessen musste, wobei der Postillion jedesmal zu mir: *à votre santé*, sagte, ohne dass ich mich im mindesten darüber verwunderte. Er gab mir aber Bericht, und sagte, dass das lange Gras von dem neuen Düngungsmittel herrühre, das man weither verschrieben habe. — Nicht lange, so kam ich an ein Vorwerk, das der Wohnung meines Pächters sehr ähnlich sah. Es schien einer Reparatur zu bedürfen. In dem Fenster hing der Glaser, um neues Glas einzusetzen, der Tischler stand mit der Hausthür da, wie Simson in der Bibel mit dem Thorflügel der Philister, und auf dem Dache sass der Naturdichter Hiller, wie er eben Taubennester flocht; die Tauben waren dicht um ihn versammelt und schienen auf die Nester schon zu warten. Im Garten ging der Regimentstambour mit der Raupenschere, um die Bäume zu putzen. Das Staket umher war niedergetreten, aber es stand ein Mann dabei, der einmal bei mir im Quartier gelegen hatte, und ich wunderte mich, dass

er Stacketenflicker geworden war. Die Bienen schwärmten eben, und ich bekam im Wagen manchen Stich. — Weiter hinaus auf der Strasse brannte die Sonne fürchterlich auf mein Haupt; der Postillion zeigte zwar auf einen Gärtner, der mit vielen Leuten beschäftigt war, vor uns her Bäume zu pflanzen; er fragte mich, ob wir nicht darauf warten wollten, ich sagte aber, dass es uns doch wohl zu lange währen möchte. Darum eilten wir auf ein Wirthshaus zu, wo ich untertreten konnte. Ein neuer Auftritt! Ich wurde hier zwei Jäger gewahr, die ein prächtiges Jagdhabit trugen; der Postillion sagte aber gleich, dass es keine Jäger, sondern ein Paar Schneider wären, die voriges Jahr Montirungen geliefert und die schönen Kleider sich nur zu ihrem Plaisir geschneidert hätten. Sie speisten eben in guter Ruh eine gebratene Taube, welche sie den Friedensvogel nannten. Es gefiel mir aber ganz und gar nicht, dass sie den Frieden gleichsam selbst aufassen. Sie kehrten sich indess an nichts, sondern waren sehr lustig und sangen das berlinische Lied: der Krieg ist gut! Indem trat aber der Wirth zu ihnen heran, mit einer langen, langen Rechnung. Sie machten gewaltig grosse Augen, und da sie fanden, dass das Geld nicht zureichen wollte, schnitten

sie sich einander ohne Umstände die goldenen Litzen von den Kleidern, so dass sie nachher scandalös aussahen. Ich hielt mich indess nicht lange auf, sondern, nachdem ich eine Tasse Eichelnkaffee ohne Zucker getrunken hatte, fuhr ich weiter. Am Wege lag ein prächtiges Landhaus mit böhmischen Spiegelfenstern, der Eigenthümer, ein Commissair, sah heraus und hatte seine Braut im Arm. Ich hätte die neue Anlage gern in Augenschein genommen, aber weil ich sein Kauderwälsch nicht verstand, fuhr ich weiter. — Ein breites Feld lag jetzt vor uns, aber beständig gingen Soldaten über den Weg. Entweder gehen die Soldaten zu langsam, sagte ich, oder wir fahren nicht schnell genug. Endlich, wie ich mich umsehe, hatte sich gar einer hinten auf den Wagen gestellt, ein Mann wie ein Riese. Und ehe ich ihn noch anreden konnte, reichte er mir schon seine Schnupftabaksdose hin und fragte, ob mir gefällig wäre. Ich erkundigte mich ohnmassgeblich, wo er denn hin wollte. Er aber gab kurz zur Antwort, dass er mit mir ein wenig spazieren fahren, und meine Gesellschaft geniessen wollte. Nicht lange, so zog er auch seine Pfeife hervor, und bat sich von meinem Rauchtabak aus, wofür ich denn bald nachher das Vergnügen hatte, wie

non non
 on non
 non non non
 non non non

Jupiter in einer Wolke zu sitzen. Als der Rauch verschwand, war auch der Soldat fort, und der Wagen merklich leichter. — Allmählich hob sich nun der Weg, und es ward mir zu Muthe, als wenn wir bald zur Stelle seyn müssten. Halt! rief auf einmal der Postillion, und streckte mit der Peitsche seinen Arm aus, und sagte: voilà! Ich folgte seinem Fingerzeig und ward nicht weit von mir eine liebliche, halbbetrübte Figur gewahr, die, von einem langen Gewande umflattert, einen Oelzweig und eine Lorbeer-
ruthe in der Hand hielt. Ich erkannte sie augenblicklich für die leibhaftige Friedensgöttin, aber sie stand noch immer hinter dem Berge, und wollte nicht hervor. Ich sagte, sie möchte ums Himmels willen doch machen, dass sie in die Stadt käme, sie hätten schon das Te Deum gesungen, und warteten mit Sehnsucht auf sie. Ohne meine Schwester, die Abundantia, darf ich nicht kommen, gab sie darauf zur Antwort, und die ist noch unten im Thal, und kann ihr Füllhorn erst gar nicht voll kriegen. Ach! sagte ich, die Leute sind so begierig darauf, dass sie gern auch mit Wenigem vorlieb nehmen werden. Da winkte die Friedensgöttin, und die Göttin des Ueberflusses schwebte zu ihr herauf. Sie nahm die

Schwester bei der Hand, und ich folgte ihnen bis auf die Spitze des Berges, wo ganz Europa vor uns lag. Abundantia fing nun an, mit einer halb bedauernden Miene ihr Horn auszuschütten, aber — wie gross war mein Erstaunen! als sie nicht nur Münzen und Goldstücke, sondern auch Ringe, Federn, Perlen, Halsketten, Ohrgehänge und Brustnadeln zum Vorschein brachte. — Allerliebste Sachen! hörte ich auf einmal meine Frau sagen. „Wer ruft mich?“ — Willst du denn heute gar nicht aufstehen? sagte sie. Da erwachte ich endlich aus meinem Traum. Meine Frau stand vor mir, und trieb mich an, weil schon Leute gekommen wären. Und kaum hatte ich das Zimmer betreten, so erblickte ich auch die Putzmacherin, wie sie auf dem Tisch türkische Hauben, Straussfedern, Perlen, und Gott weiss, was alles, auskramte. Auf dem andern Tische lagen die Waaren des Kaufmanns. Diesen indischen Shawl muss ich haben, sagte meine Frau; betrachte doch diese brabantischen Spitzen; sieh einmal diese Schwungfedern an. Nicht wahr, du sagst ja! lieber Mann, und künftig immer ja? Ich that, als wenn ich noch nicht ausgeschlafen hätte, aber sie erinnerte mich an gestern, an den Frieden, und dass bessere Zeiten kommen würden.

Und sie sind schon gekommen, setzte sie hinzu, der Pächter hat die Schuld gebracht. Sieh hier! baares blankes Gold. Wiese, Garten, Tauben- und Bienenzucht, alles, sagt er, fängt an zu gedeihen. So lass uns nun auch wieder anfangen, zu leben, wie vorher. — Ach ja, sprach ich, nun weiss ich, was ich geträumt habe: der Friede ist es, welcher den Wohlstand bringt, aus dem Wohlstand entsteht Ueberfluss, aus dem Ueberfluss Luxus, und aus dem Luxus die Moden. Was ich im Traume gesehen habe, war also nichts anderes, als ein Kupfer zum Journal des Luxus und der Moden. Ich rieb mir die Augen, sah auf die Goldstücke und sagte: Nun denn in Gottes Namen, so kaufe nach deines Herzens Lust, damit der Friede auch über uns komme.

Sonderbarkeiten.

Die Wege durchkreuzen sich hierhin und dorthin — man begrüßt, man begegnet, man befreundet sich; man ist froh mit einander, man trennt sich wieder, und andere treten an die Stelle. Da müsst' es doch wunderbar zugehen, wenn man nicht zuweilen auf Menschen stossen wollte, von denen sich irgend etwas Merkwürdiges erzählen liesse. Und — wenn niemanden Leids damit geschieht — warum nicht auch andern öffentlich davon mittheilen? Der Schriftsteller — nämlich der unschuldige — bildet mit den Lesern eine unsichtbare Gesellschaft; er sammelt sie als seine Freunde um sich her, und sagt ihnen, was er auf seinem Herzen hat, ist es auch nur, um eine müssige Stunde angenehm mit ihnen zu verplaudern. — Wie Schatten schweben die Erinnerungen vor uns vorüber, und führen die Bilder voriger Freuden herauf. Zwei Jünglinge erscheinen mir jetzt vor andern

hier in der traulichen Dämmerung, noch vom Morgen ihres Lebens geröthet, den Becher in der Hand, winkend einer dem andern zum Genuss. Wie bedächtig, wie weise warnend dieser, wie keck und entschlossen jener, aber beide zu einerlei Schicksal bestimmt. Der sanftere mit der Eigenheit, in langen Perioden zu sprechen, und, wenn man ihm dazwischen fiel, das Uebrige hinterdrein ganz gelassen, wär' es auch mit einem Und, nachzuholen. Der lebhaftere mit Einsprache überall, und mit durchstrebendem, dreistem Widerspruch, dabei mit sonderbaren Einfällen gesegnet, die er auch, wenn es irgend thunlich war, wirklich ausführte. Die Geduld folgte dem Muth, und so traf man beide häufig beisammen.

Zu den sonderbaren Einfällen des letztern gehörte unter andern dieser, dass er alle Jahr eine Todtenfeier anstellte, um sich der verstorbenen Freunde und seiner eigenen Sterblichkeit zu erinnern. Es geschah an einem Novemberabend. Das Zimmer war von einer schwachen Dämmerung des halb verborgenen Kerzenscheins erhellt; wir alle traten still und in schwarzer Kleidung in des Freundes Gemach, wie zu einer Leiche; nur leise wurde gesprochen, wie in dem Hause eines Verstorbenen;

in stiller Feierlichkeit setzten wir uns dann an den — reichlich mit Kuchen und Wein besetzten Tisch, wie zu einem Todtenmahle; in der Mitte brannte Spiritus mit unstät auflodernder Flamme — ein Bild des sinkenden Lebens, und in dem Scheine dieses bläulichen Lichtes sassen wir alle mit bleichen Gesichtern, wie abgeschiedene Geister. Wir sahen uns einander an, und schwiegen. Aber, sobald wir uns vom Anblick erholt hatten, huben wir an mit gedämpfter Stimme und sangen: Wie sie so sanft ruh'n! Rührend und schauervoll! Darauf füllten wir die Gläser, und tranken auf das Wohlscheyn der Verstorbenen. Heute leb' ich noch, war der zweite Gedanke, und — vom Tode zur Freude war ein leichter Uebergang: lauter klangen die Gläser, fröhlicher schollen die Stimmen. Doch konnte jener übermüthige Freund es sehr übel nehmen, wenn nicht alles gehörig beobachtet wurde, oder sich wohl gar ein störendes Lachen zur Unzeit einmischte. Ein Ungeweihter wurde vollends gar nicht geduldet. Doch nahm er es sehr gut auf, als sein Freund mit den langen Perioden, den er nur den alten Mann zu nennen pflegte, einst wie ein Bergmann gekleidet zu ihm herein trat, denn das erinnerte ihn nur noch mehr an das Unterir-

dische, und der Tod in Freundes Gestalt erschien ihm im mildern Lichte. — Aber — eine Sonderbarkeit blieb es doch immer, junge, muntere Leute auf diese Weise und unter diesen Bedingungen jährlich einmal auf Kuchen und Wein einzuladen. Indess fand er auch einen Grund dazu in der Ahndung seines frühen Todes. Er sah ihn immer hinter seinen Freuden lauern, wie einen Jäger, der mit tödtlichem Geschoss hinter Gebüsch schleicht. Ich sehe dich wohl, sprach er, aber ich fürchte dich nicht. Das Gefühl von einer innern organischen Verletzung war sein untrüglicher Prophet. Mit keckem Muth bewaffnet, wollte er den Tod nur mit Laune behandeln, und es gelang ihm damit bis an sein Ende. Seinen Freund traf das nämliche Schicksal; aber, wenn dieser schon früh mit seinen Bedenklichkeiten kam, so verwies er ihm seine Sorgfalt und sagte: wie stellst du dich an! Du willst schon jetzt feiern und müssig seyn? Ich muss weit eher fort als du. Pfingsten ist meine Zeit. Du überlebst mich. — So geschah es auch. Sie starben beide bald nach einander, eines frühen unverschuldeten Todes.

Ein Nebenbild zu diesem gab im Kreise der Bekannten eine alte, ehrwürdige Frau, die, ihres nahen Endes gewiss, eines Tages alle die-

jenigen zu sich einlud, die ihrem Herzen theuer waren, und dann geschmückt mit diesen Worten zu ihnen in das Zimmer trat: ich will unter meinen Freunden sterben!

Solche Erinnerungen erneuern sich dann am liebsten, wenn bei der Zurückkehr traurig merkwürdiger Tage die Frage entsteht: wie sollen wir sie feiern?

Noch merkwürdiger war mir im frühern Leben die Erscheinung eines Menschen, den ich einen moralischen Sonderling nennen möchte, denn er trieb seine Uneigennützigkeit und seine strenge Lebensart über alle Gränzen. Auf der blossen Erde zu schlafen, trockenes Brot zu essen, war ihm eine Kleinigkeit. Andern Dienste zu erweisen, ohne die geringste Vergeltung dafür anzunehmen, war Nahrung für seinen Geist. Nichts kränkte ihn mehr, als die Besorgniss, dass er stolz seyn möchte. Er lebte unter sehr dürftigen Umständen. Das Schicksal war fast in allen Stücken sehr ungerecht gegen ihn gewesen, nur einen talentvollen Geist — und Kraft zu grossen Gesinnungen hatte es ihm nicht versagt. Schon früh zeigte er sich als ein geschickter Maler, der sich selbst seine Bildung gab. Deshalb war auch sein grösstes Vergnügen, schöne Gesichter zu sehen, woran sein

Herz weiter keinen Antheil nahm. Späterhin verfiel er auf das historische und diplomatische Studium. Ohne die höhere wissenschaftliche Bildung, auf einen niedern Posten gestellt, übersah er auch von hier aus das Ganze seines Departements, und machte einen scharfsinnigen Entwurf zu einer bessern Anordnung und Eintheilung. Sein Aufsatz kam in die Hände des Ministers, der dadurch so aufmerksam auf ihn wurde, dass er verlangte, ihn näher kennen zu lernen. Er setzte sich sogleich auf die Post, in seinem schlechten Kleide, und achtete nicht auf die Erinnerung, dass er anständig vor dem Minister erscheinen müsste; er antwortete: der Minister will mich, und nicht meinen Rock kennen lernen. So viel Verstand mit so viel Unbiegsamkeit verbunden, mochte dem Minister wohl zu gefährlich oder nicht brauchbar genug scheinen. Seine Audienz blieb für ihn ohne Erfolg. Unermüdeten Fleiss besass er in dem Aufspüren antiquarischer Nötizen. Mehrern Gelehrten lieferte er Beiträge dieser Art, die sich seine Arbeit gut bezahlen liessen; er selbst aber ging — aus Bescheidenheit — leer aus. Vorzüglich benutzte ihn ein Buchhändler bei der Herausgabe einer Topographie, wozu er ihm die Zeichnungen liefern musste. Dabei trug sich

nun folgender Auftritt zu, der ihn vollends zum Märtyrer seiner sonderbaren Uneigennützigkeit machte. Er stand eben vor einer Kirche, mit einer Zeichnung beschäftigt, als ein gemeiner Mann ihm über die Schulter sah und fragte: was machen Sie da? Das sieht Er ja, war die Antwort. Aber haben Sie auch Erlaubniss dazu? fragte er weiter. Seiner bedarf ich nicht, erwiderte er. Der Frager ging mit Kopfschütteln fort, aber nach einer halben Stunde kam er wieder zurück, und sagte: wie lange werden Sie noch da stehen? Bis ich fertig bin. — Und wissen Sie auch, Herr, fuhr jener darauf ihn heftig an, dass das nicht erlaubt ist? Jetzt kommen Sie mit mir zum Burgemeister. Mit diesen Worten fasste er ihn beim Kragen, und schleppte ihn mit sich fort. Alles Sträuben und Protestiren war vergebens. Rufen und Lärmen erweckte den Verdacht gegen ihn, und so musste er, nicht ohne Begleitung, zum Burgemeister. Da man diesen aber nicht zu Hause traf, so fand der Ankläger für gut, ihn nach der Hauptwache zu führen. Hier bringe ich einen Verräther, sagte er: Strassen, Thore und Wälle hat er abgezeichnet, um sie dem Feinde zu überliefern. Ich kann das nicht dulden; ich bin ein Patriot. (Er war ein Kontrebandier.)

Der wachthabende Offizier durchsah die Papiere, konnte sich aber nicht recht daraus vernehmen, und glaubte deshalb mehr den Worten des Angeklagten, als des Klägers, und liess ihn gehen. Der Patriot fuhr indess fort, zu lärmern, und man beschloss, den Zeichner wiederum zu holen. Ein Unteroffizier und vier Mann mussten ihm gleich im Quickmarsch nach-eilen, und am Ende des Marktes holten sie ihn ein, nahmen ihn in ihre Mitte, und führten ihn zur Hauptwache zurück. Jetzt entstand ein grosser Auflauf. Was ist das? fragte man. Sie haben einen Spion ertappt, hiess es; andere sagten: er hat gestohlen! Alle diese Urtheile musste er geduldig mit anhören. Der Offizier empfing ihn jetzt mit harten Worten, und schickte ihn zur nähern Untersuchung zum Kommandanten, wohin er gleich von der Wache abgeführt wurde. Dieser staunte nicht wenig über den Irrthum, da er sich von dem Nähern unterrichtete, er gebot dem Ankläger, seinen Eifer fürs Vaterland ein wenig zu mässigen, und entliess den unschuldigen Zeichner mit Lachen. — Dieser hörte noch lange nachher, wenn er sich, um schöne Gesichter zu suchen, unter das Volk begab, öfters sagen: das ist der, der neulich gestohlen hatte. Aber er ertrug

alles mit stoischer Gelassenheit, und es ärgerte ihn weiter nichts, als dass er, nach seinem Ausdruck, wohl ein handwerksburschenmässiges Ansehn haben müsse, weil man sich sonst dergleichen wohl nicht gegen ihn unterstanden haben würde. — Solche Vorfälle dienten nur noch mehr dazu, ihn in seinem völlig freien Eifer für die Wissenschaften zu bestärken. Tage lang war er mit Zeichnungen und mit dem Aufnehmen von Gegenden beschäftigt, ohne zu essen und zu trinken. — Betraf es vollends einen entfernten kranken Freund, — dann scheuete er nicht Weg noch Wetter, nicht Tages- noch Jahreszeit, um meilenweit ihm Arznei und Trost zu bringen. Kurz, die Idee, zu dienen und zu nützen, ohne allen Vortheil und ohne alle Rücksicht, bloss der guten Sache wegen, hatte ihn so sehr ergriffen und so ganz durchdrungen, dass nur die ruhigern Jahre und ein besseres Auskommen ihn endlich auch für andere Freuden des Lebens gewinnen konnten. Solcher Ausschweifungen edler Art ist die menschliche Natur fähig.

Ueber Versöhnungsfeste

Wenn Menschen sich täglich nahe sind, sich täglich einander beobachten, und in mancherlei Berührungspunkten mit einander stehen, so kann es nicht fehlen, dass mit der Zeit Missheiligkeiten eintreten, die oft weit bedeutender werden, als es ihr Anlass verdiente. An einem kleinen Orte geht diess nicht selten so weit, dass zuletzt alle Bewohner sich vereinzeln und von einander absondern. Die zu grosse Nähe macht, dass man seine Augen, statt das Ganze zu würdigen, nur auf gewisse Punkte heftet, und weil der Mensch, vermöge seiner bessern Natur, das Gute schon als etwas, das sich von selbst versteht, voraussetzt, so sind jene Punkte der Aufmerksamkeit und des Anstosses auch gewöhnlich die Fehler und Unvollkommenheiten anderer. Um sich einander wieder schätzen zu lernen und

einander lieb zu gewinnen, wäre oft weiter nichts als eine kurze Entfernung nöthig, nach welcher jeder dem andern wieder in seinem ganzen Werth erscheinen und alles das Gute der vorigen Zeit wieder in die Erinnerung zurück kehren würde. Wo diess aber nicht möglich ist, da bleibt die Wiedervereinigung nur ungewöhnlichen, d. h. solchen Ereignissen überlassen, die wieder an die allgemein menschlichen Verhältnisse und an eine höhere Abhängigkeit erinnern, als da sind Krankheiten, Todesfälle, Feuersbrünste, Niederkunften, Glücksveränderungen, oder die Erscheinung eines Verwandten aus der Ferne. Unter solchen Umständen gedenkt man wieder der vorigen Freundschaft, der Verwandtschaft, der Nachbarschaft und jeder Gemeinsamkeit, die uns mit andern verbindet. — Aber, lieben Freunde, sollten wir nicht auch selbst etwas thun können, um die vorigen angenehmen Verhältnisse mit andern von Zeit zu Zeit wieder herzustellen? Was wollen wir erst auf Unglücksfälle oder auf den Vetter von Lissabon warten? Lasst uns der Zwietracht ein jährliches Sühnopfer bringen, lasst uns durch die Idee der Gemeinsamkeit unser Gemüth in eine höhere Stimmung versetzen, lasst uns von Zeit zu Zeit die kleinen

Händel austilgen, lasst uns jährlich ein allgemeines Versöhnungsfest feiern. Der schöne Tag bricht an, auf den Thürmen läutet man mit allen Glocken, durch die Strassen wandeln die Menschen festlich geschmückt der Kirche zu, zahlreiche Versammlung, die Orgel beginnt, einmüthiger Gesang, sanfte Rührung, eine herzliche Rede, allgemeine feierliche Stille, Erhebung zu Gott, zum Verzeihen Willigkeit, zur Freude Muth; wir fühlen uns gestärkt, — Eintracht im Busen, Thränen im Auge — so kehren wir aus der Kirche zurück: frohes Geräusch herrscht durch die ganze Stadt, Wagen rollen durch die Thore, Freunde, Verwandte treffen ein, jedes Haus scheint sich zu schmücken, Fried' und Freud' ist überall. Heute gilt kein Zorn: das Gestern ist vergangen; heute gilt kein Vorwurf: der Feh! bleibt vor der Thür; heute kein Betrüben: der Tag will seine Sonne; heute kein empfindlich Gemüth: die Freude will leben im Scherz. Engel mögen dich begrüßen, glücklicher Hausvater, der du die Deinen um dich her wieder in Eintracht versammelst, und freudig ausrufst: ich habe derer keinen verloren! Die Erinnerung fröhlicher Zeiten erwacht, vor ihrem Glanz schwinden die Gedanken der Trüb-

sal; nur mit Blicken strafet man den, dessen Mund das Böse berührt. — So gefeiert muss der Tag hell strahlen vor andern, und die Sonne am Abend sich rühmen, dass sie heute eine glückliche Stadt sah. —

Die Freude des Wohlwollens und der Geselligkeit.

Wie ein heiterer Frühlingshimmel nach trüben Tagen uns das Herz zur Freude aufschliesst, so wird nach ernsten, einsamen Geschäften uns wohl bei dem Anblicke guter, bekannter, uns wohlwollender Menschen, und Blick, Gruss und Rede wirkt auf uns wie ein hell aufgehender Morgen. Bei dem vollen Drange des Herzens, mit ihnen zu empfinden, zu geniessen und froh zu seyn, vergessen wir die Sorgen daheim, und hier die kleinlichen Rücksichten, die uns vielleicht ihnen zuvor ein wenig entfremdet hatten, übersehen ihre begangenen Fehler, die doch wohl nur Irrthümer waren, und verscheuchen jede leise Störung durch den wieder erwachenden Glauben an ihre Herzensgüte. In dieser neuen geistigen Berührung wird es uns so leicht, athmen wir so frei, so zufrieden, dass wir mit dem grösseren Zutrauen gegen andere auch anfangen, uns selbst rein menschlicher, edler,

besser zu fühlen; Misstrauen, Zweifel und Missbehagen, die uns aus einzelnen Zuständen herüber begleiteten, verlieren sich jetzt in das allgemeinere Bewusstseyn, dass wir gleich andern doch auch gut, und das Leben mit ihnen schön seyn möchte. Die Empfindungen anderer heben uns über unsere eigenen hinaus, wir scheinen jetzt weniger uns selbst, als ihnen anzugehören, und, indem wir freier um uns her blicken, betrachten wir uns als einen Theil eines grössern Ganzen, und sehen unsere Freuden und Leiden an das Schicksal derer geknüpft, mit denen uns Gott zu einer Zeit und an einem Orte vereinigt leben lässt. Schon, dass uns ein Haus, ein Zimmer, derselbe Kreis des geselligen Beisammenseyns zu gleichem Zwecke umgibt, zieht uns mit grösserem Vertrauen zu ihnen hin, und, indem wir gemeinsam genießen, gemeinsam empfinden, glauben wir uns ihnen ähnlicher, als zuvor, nur ein Geist scheint uns alle zu beleben, nur ein Herz in aller Brust zu schlagen, nur ein göttlicher Arm uns alle zu umfassen. Die Heiterkeit, mit welcher wir zu andern hinblicken, und mit welcher wir vielleicht eine Wolke von ihrer Stirn verscheuchen, kehrt auf uns selbst als ein neuer, belebender Strahl zu einer noch fröhlichern Stim-

—
mung zurück. Kein theilnehmendes Gemüth ist so verschlossen, dass ein Blick der Freundlichkeit nicht schon hinreichend wäre, wieder von ihm einen freundlichen Blick zu gewinnen, und selbst die Miene des ernstern Mannes muss hier einer fröhlichern Gebehrde weichen. So erheitert sehen wir uns alle verschönert und verjüngt, und dem mildern, dem liebevollen Herzen geht ein besseres Leben auf. — Wohl öfters in den einsamen Stunden schwankten wir in dem Gefühl unseres eigenen Werths, jetzt aber gibt die Erfahrung und der feste Glaube, dass andere uns gern sehen, und dass wir Liebe und Zutrauen bei ihnen finden, dem Herzen neuen Muth, neue Stärke, neue Kraft zu jedem Guten. — Und so wie es uns Freude macht, Liebe zu empfangen, so ist es uns angenehm und erquickend, auch andern zu erkennen zu geben, dass wir sie werthschätzen, dass wir ihnen wohlwollen, und dass wir uns recht innig freuen, sie so glücklich, so froh, und uns ihnen so nahe zu sehen, und oft ergreift es unser Herz, ihnen zu sagen, dass wir sie lieben, und dass wir ihnen gern eine Freundschaft erweisen möchten. Wir glauben in dem Augenblick, dass es immer so seyn müsste: —

wir sollten uns öfters sehen, wir sollten öfters beisammen seyn! Diese Worte entschweben wie von selbst unsern Lippen, und begegnen dem Klange gleichgestimmter Saiten. — Froher Empfang, freundliche Bewirthung, und ein reg-samer Eifer um sie her zeigen ihnen auch, dass uns in dem Gefühl des Wohlwollens selbst wohl ist. — Wenn das Herz nie zum Herzen reden, die Empfindung sich nie in ihren Busen er-giessen, unsere Gesinnungen sich nie in ihren Gesinnungen wieder erkennen, unser Gefühl sich nie an ihren Gefühlen erwärmen dürfte, o dann würde sich in uns die menschliche Na-tur nur halb entwickeln, unserm Frühlinge die Blüte, unserm Herbst die Frucht, unserm gan-zen Leben das volle Gedeihen fehlen. Wie der Verstand durch Nachdenken, so will auch das Gemüth durch Wohlwollen, durch Liebe, durch Theilnahme und Mittheilung zärtlicher Gefühle geregt und geübt werden, und wo nicht beide sich zur vollendenden Bildung begegnen, da mag sich immerhin eine schroffe, einseitige Grösse erheben, der ganze Mensch ist es nicht, ihm mangelt das allgemein menschlich Schöne, die liebende Güte des alles umfassenden göttli-chen Gemüths. Ich kann ihn nicht beneiden, jenen kalten Ueberselbstständigen, der wie ein

Felsen über andere aufragt, und verachtend herabspricht: ich bedarf eurer nicht! Ich kann ihn nicht beneiden, jenen Stolzen, der im Gefühl seiner selbst überquillt, und die Menschen unter sich nur wie Stufen zählt, um welche er höher steht, als sie. Ich kann ihn nicht beneiden, jenen Begüterten, der bei der Rechnung seines Glücks sich selbst zu einer durren, seelelosen Zahl erhob, mit der er nach Massgabe seines Vermögens sich über andere hinaus rechnet, und bei der kalten Anschauung der entgeisteten Summe die göttlich-menschliche Freude verlernt hat, brüderlich mit andern zu empfinden. Ich kann ihn nicht beneiden, jenen hochgestiegenen Günstling, der seine Brust mit geheimen Entwürfen erfüllen, und hinschwebend über andere mit dem Herzen des Vertrauens von ihnen entfernt bleiben muss, wie der Adler, welcher — der Sonne zwar näher, doch in einsamen Felsklüften wohnt. — Und was soll ich von jenen hartnäckig-feindseligen Gemüthern sagen, die ihre ganze Heldenstärke darin finden, in der Feindschaft mit uns zu verharren? — Seht die finstere Stirn jenes grollenden Mannes, wie beschränkt muss sein Weltkreis, wie beschränkt sein Himmel seyn, da er, nach allen Seiten uns fliehend und meidend, seinen Blick

nicht frei erheben, und unserm Blicke nicht freudig begegnen kann! Doch — wir ertragen es nicht länger, wir reden ihn an, wir bitten ihn herüber, wir führen ihn zu unsern Freunden, zu unsern Kindern, zu unserm Gastmal. Und so sprechen wir zu ihm: Lass es doch endlich vergessen seyn! Wie lange soll es währen? — Freunde, füllt ihm den Becher; hier ist meine Hand, — nimm Hand und Becher, nimm mein Herz dazu. — Ja, er ist wieder unser, mir ist wieder wohl! — Auf, Freunde, da wir noch leben, lasst uns guten Muths und mit einander froh seyn!

Ueber die Fröhlichkeit.

Alles, was das Gedeihen des Lebens hindert und den Fortgang des Menschen in der Ausbildung seines eigenthümlichen Charakters hemmt, ist mit schmerzlichen, unangenehmen Gefühlen verbunden, da hingegen eine freie Entwicklung seines Wesens mit den Empfindungen des Wohlbehagens und der Zufriedenheit begleitet ist. Wenn dem Menschen etwas gelingt, so freut er sich, und, sind alle seine Bedürfnisse und Wünsche befriedigt, so ist er vergnügt. — Diess vorausgesetzt, sollte man schliessen, dass der Mensch durch Erlangung des Nöthigen sich sehr bald den fortwährenden Genuss des Vergnügens verschaffen könnte; aber so ist es keinesweges, sondern neue Wünsche treiben ihn immer wieder zu neuer Thätigkeit an, so dass ihm nie ein völliger Stillstand vergönnt ist. — Besteht aber sein Leben im beständigen Fortschreiten und Weiterstreben, so sollte man wieder glau-

ben, dass er im Glück auch immer weiter kommen, und dass seine Freude mit der Erlangung von Gütern sich vermehren müsste. Aber auch diess ist nicht der Fall, sondern die Freude kehrt nur nach gewissen Zwischenräumen und zur gelegenen Stunde bei ihm ein, so dass der Mensch, wenn er diess am Ende gewahr wird, sagen muss: ich glaubte immer glücklicher zu werden, aber ich habe mich betrogen; das Leben ist nur nach Augenblicken schön. — Diese Augenblicke, die noch der Greis segnet, sind jene Stunden der Fröhlichkeit, die am Ende das Glück des Lebens ausmachen. Sie sind nicht die Freude über ein erlangtes Gut, sondern ein reiner Genuss des Daseyns selbst; nicht bloss die Zufriedenheit mit unserm Zustande, nicht der Hinblick auf den gelungenen Erwerb, sondern der umfassende Besitz und Genuss aller Zeiten, wo das Vergangene wie das Zukünftige offen und heiter vor uns da liegt, die ganze Welt uns in ihrer Herrlichkeit entzückt, und wir über Zeit und Welt hinaus uns zu Gott erhoben fühlen. In diesen schönen Augenblicken ist es kein bestimmter Gegenstand mehr, der uns erfreut; unseres Glücks, wie unserer selbst vergessend, geniessen wir das Leben in seiner ganzen Reinheit und Fülle.

Und diess dünkt uns dann so natürlich, dass es keinem einfällt, uns zu fragen, worüber wir so vergnügt sind. Eine solche Stimmung, in welcher die Freude über die einzelnen Vorfälle und Verhältnisse hinaus zur Umfassung und zum Genuss des Ganzen sich erhebt, und uns die Dinge nicht mehr in Beziehung auf uns und unsern Vortheil, sondern in ihrer Vortrefflichkeit selbst und in ihrem Verhältnisse zum göttlichen Ganzen erscheinen, ist wahrhaft poetisch zu nennen. — Die Religion, die Liebe, das Anschauen der Natur, und der freie Genuss eines Kunstwerks sind ihr zunächst verwandt; diese wirken, wie sie, Erhebung des Gemüths. Man hat häufig bemerkt, dass nach einem religiösen Gesange die Freude in einer Gesellschaft sich bei weitem stärker erhebt. Alles, was den Geist zur höhern Thätigkeit aufregt, und zu allgemeineren Empfindungen auffordert, bereitet auch das Herz zur Fröhlichkeit vor, und die Heiterkeit und das Vergnügen einer Gesellschaft gelingt nie besser, als wenn ein geistiger, seelenvoller Genuss zuvor die Gemüther zu einer grössern Empfänglichkeit hinauf gestimmt hat. — Die schönen Künste sind aber deshalb der Freude verwandt, weil sie alle Dinge schön und erfreulich, zur Bewunderung

und zum Genusse darstellen. Alles, was ihnen entgegen und feind ist, hindert daher auch die Freude. Der geistlose Ernst, die Eitelkeit in ihrem Schmuck, die Ehre mit ihren kleinlichen Rücksichten, die Sorge für Hab' und Gut — wo diese Feinde der Kunst in einer Gesellschaft herrschen, da wird es ihr schwer werden, vergnügt zu seyn. So lange man sich selbst und seine Habseligkeiten nicht vergessen kann, ist man der allgemeinen Freude nicht empfänglich und der göttlichen Fröhlichkeit unwerth. Wenn man der Schönheit in der Kunst und in der Natur nicht achtet, wie will man sich der Welt erfreuen können, die ihre Vollendung in der Schönheit hat? Wie will man in Gott vergnügt seyn, wenn man nur an das Nächste denkt, das sich eben zutrug? Wie will man sich mit Blick und Gedanken frei und fröhlich erheben, wenn man nur immer den Boden seines Glücks, worauf man steht, betrachtet? — Ist es aber nicht traurig, wenn man vor lauter Reichthum nicht vergnügt, vor lauter Würde nicht fröhlich seyn kann? Ist der Stolz mehr werth, als die Freude? Gilt die Ehre mehr, als das Vergnügen? Wenn geniessen wir das Leben, im Dünkel oder in der Vergessenheit? Wenn fühlen wir uns höher, wenn wir uns

selbst nur empfinden, oder den Gott, der in uns allen lebt? — — Aber, vielleicht ist es das Unglück, das uns beugt. Ja, das Unglück ist es, wiederholen tausend Stimmen. Nun — jeder Verlust ist freilich schmerzhaft; aber betrifft er nur solche Güter, deren Besitz uns vorher nicht erfreuen konnte, so lasst sehen, was wir nun ohne sie vermögen. Je höher wir stiegen, desto mehr schämten wir uns, zu lachen; als wir reich wurden, hatten wir es verlernt, ein fröhliches Lied zu singen; ärmer und geringer mochten wir uns weit leichter erfreuen. Wohlan! so lasst Musik und Gesang wieder ertönen; eingedenk der alten Zeit lasst uns die vorigen Lieder versuchen, und über das Glück hinweg schauen, dessen Besitz, wie wir nun gewahr werden, doch bisher nicht die Kraft hatte, uns zu fröhlichen Menschen zu machen.

Beispiel von glücklichem Humor.

Als wir, so hiess es in einem Schreiben aus Magdeburg nach der letzten Belagerung — bei der Herannäherung des Feindes mitten in der Unruhe, und wegen Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, gerade in der grössten Angst waren, trat der Pastor W. aus B. (eine Viertelstunde von hier) zu uns herein, ein Mann von sanftem und frommen Sinn, der nun schon lange seine kindliche Freude an der Welt gehabt, und bei allen Glücksveränderungen weder von ihren Herrlichkeiten, noch von ihren Trübsalen seinen Muth jemals hat anfechten lassen. Hätte uns unsere eigene Noth jetzt einen Gedanken an ihn erlaubt, so würden wir gesagt haben: mein Gott, wie mag es dem Mann ergehen, der draussen vor der Stadt mit Haus und Familie den Feinden preisgegeben, und so nahe vor den Wällen, selbst dem Feuer der Batterien ausgesetzt ist! — Jetzt stand er lächelnd vor uns, und als er unsere Angst und

2

Unruhe sahe, gab er uns mancherlei Trost, indem er uns auslachte. Aber hören Sie, fuhr er fort, auf welche wunderliche Weise ich zu Ihnen herein gekommen bin. „Sie sehen hier diesen Hund (er hielt einen grossen Spitz unter dem Arm, den er kaum tragen konnte); der Amtmann aus H. ist da gewesen und hat meine Töchter zu sich abgeholt, dafür hat er mir diesen Hund zurück gelassen, und mir auf die Seele gebunden, ihn ja zu hüten. Diesen Spitz herein zu schleppen, hat mir ausserordentlich viel Mühe gemacht, denn meine andere Hand war mit einer gebratenen Gans belastet, die mir meine Frau als Proviant mit in die Stadt gegeben hatte. Da nämlich die Chasseurs schon bei mir eingekehrt sind — es sind ganz scharmante Leute — so musste ich vor der Küche so lange auf und ab patrouilliren, bis meine Frau die Gans, die sie in dem Schranke hatte, mir zu stecken konnte. Sie wurde schnell in eine Serviette gethan, und ich liess mich glücklich damit über die Elbe setzen. Als ich aber ins Brückthor kam, so war da ein solches Gedränge, dass ich nicht wusste, wie ich mich mit Hund und Gans durchbringen sollte. Keins von beiden wollte ich gern fahren lassen, um es weder mit dem Amtmann, noch mit meiner Frau

zu verderben; ich hielt also, in der Klemme, meine Gans so hoch als möglich. Der Hund aber, der bei dem Gedränge schon mancherlei Unwillen gezeigt, und schon oft gegen mich protestirt hatte, fing jetzt an, den Braten zu wittern, und seinen Hals darnach auszustrecken. Er wäre mir gern auf die Schultern geklettert, da ich ihn aber immer fester hielt, und die Gans so hoch als möglich über ihm schweben liess, so mochte er glauben, ich wolle ihn damit vexiren, und wurde so böse, dass er mir beissend und knurrend nach dem Gesichte fuhr. Da galt es also Kunst, einen langen Hals zu machen, worin wir denn uns beide einander zu übertreffen suchten, und ich meiner Seits habe mich so tapfer gehalten, dass ich, wie Sie sehen, mit einem blauen Auge davon gekommen bin. Dabei habe ich weder die Gans, noch den Hund eingebüsst, und ich denke mich nun ganz friedlich mit ihm heute Abend darein zu theilen.“ — Diess alles erzählte er mit lachendem Muthe, indem er über seinen eigenen Zustand, über die Nähe des Feindes und über seine Einquartierung scherzte. „Seyn Sie ganz ausser Sorgen,“ fuhr er fort, „nach den Vorposten, die ich in meinem Hause habe, zu urtheilen, sind es recht schöne, artige Leute; nur

die kleine Eigenheit haben sie an sich, dass sie das kleine Geld nicht leiden können, und immer Courant fordern. Wenn Sie sich nur damit gehörig versehen, dann ist mit den Leuten recht gut fertig werden.“ — Auch meinte er, es wäre schon alles regulirt, und der Einmarsch würde in diesen Tagen geschehen. In der That hat der Mann in seinem heitern Muthe weit richtiger gesehn, als wir in der Angst, denn wie bald haben wir nicht die Belagerung überstanden! Jetzt, da die Noth vorüber ist, denken wir noch mit Vergnügen an jenen Auftritt, und der Pastor W. wird noch lange mit dem grossen Spitze vor uns stehen, und sagen: seyn Sie ausser Sorgen! — Bencidenswerthes Glück! Gern möchten wir ihm den heitern Sinn ablernen; — aber ein solches Gut ist eine Gabe des Himmels.

Ueber das ehelose Leben eines Frauenzimmers.

Liebe, gute Schwester.

Die flüchtigen, unstäten Zeilen Deines Briefs verrathen mir noch deutlicher als der Inhalt desselben die Angst und Unruhe, mit der Du ihn geschrieben hast. Ich sehe Dich in rastloser Zerstreuung den Garten auf und nieder gehn, und Blicke gen Himmel richten, als wolltest Du die gute, treue Mutter zurück rufen, deren Beistand Dir jetzt mehr als jemals entrissen ist. Alles beschwört, Alles bestürmt Dich um die Entschliessung, Hand und Herz einem Manne zu geben, der in der ganzen Stadt wegen seines Reichthums in so grossem Ansehn steht. Man nennt Dich eine Thörin, eine Widerspenstige, und prophezeit Dir ein eheloses Leben, wenn Du auch dieses Mal und auch diesem Manne Deine Hand versagen könntest; Du selbst bist der Meinung: jetzt, oder nie! — Aber, liebe

Schwester, ist es denn so gar schrecklich, ohne Mann zu leben, dass Andere Dir damit wie mit einer Höllenstrafe drohen? Sind etwa auf beiden Seiten, dort in der Ehe und hier im ehelosen Stande, die Vorzüge und Nachtheile so entschieden ungleich, dass bei einem jeden Frauenzimmer die Frage ganz überflüssig scheinen müsse, ob es nicht vielleicht besser sei, gar nicht zu heirathen? Du bist wenigstens zu verständig, als dass ich fürchten müsste, Deinem Gefühle zu nahe zu treten, wenn ich Dir bei dieser Gelegenheit geradezu meine Meinung sage, und Dir, so wie mancher Deiner Mitschwestern, den Rath ertheile, ganz unverheirathet zu bleiben. Kein Mensch kann Dich darüber anklagen, kein Mensch von Dir fordern, dass Du um der allgemeinen Bestimmung willen, der Dein Geschlecht unterworfen ist, Dich aufopfern sollst. Du gehörst Dir selbst an, und die heilige Pflicht, Gattin und Mutter zu werden, bist Du der Welt nicht so unbedingt schuldig, dass du dafür Dein eigenes Glück, dein Leben und Deine Gesundheit nothwendig hingeben müsstest. Du bist eben so gut zunächst um Dein selbst willen da, als jeder Andere, der auf das Recht, nach freier Wahl glücklich zu seyn, Anspruch macht. Es

kommt nur darauf an, ob Du auch wirklich berechtigt oder wohl gar gezwungen bist, Dich jener allgemeinen Bestimmung zu entziehen. Und hier ist es die Pflicht eines Bruders, Dich auf Deine Gesundheit aufmerksam zu machen, und Dich recht herzlich zu bitten, bei dem Mangel an völliger Kraft und Stärke Dein Leben nicht so augenscheinlich aufs Spiel zu setzen. Wie Viele fanden nicht schon den Tod, gleich in den ersten Jahren nach ihrer Verheirathung, weil ihre Körperkraft nicht hinreichte, den wichtigen Anforderungen der Natur zu entsprechen! Und wie Viele retteten aus diesem Kampfe nur ein sieches, trauriges, elendes Leben! Es ist unverantwortlich, wie Aeltern ihre Kinder oft in so unvermeidlich tödtliche Gefahr stürzen, und, durch Eitelkeit bethört, die mitverschuldeten Mörder ihrer eigenen Kinder werden können. Verliert die zarte, liebliche Blume, auch wenn sie keinen Samen trägt, darum schon ihren Werth? Duftet sie nicht? Schmückt sie nicht den Garten? Soll aber von der Verpflichtung für die Erhaltung des Menschengeschlechts die Rede seyn, so ist es doch wohl weit gewissenloser, der Welt eine schwache, unglückliche

Nachkommenschaft zu schenken, als ihr dieses Geschenk ganz zu versagen? Und — ist etwa Mangel daran? oder gedeiht das Einzelne (der Mensch) durch die Menge besser? Sehen wir nicht im Gegentheil, dass durch zu enge Nachbarschaft Eins das Andere erstickt, Eins das Andere am Wachsthume, an der Entwicklung hindert? Selbst, wenn auch Alle gesund und stark wären, könnten und dürften dennoch nicht Alle sich verheirathen. Bei der jetzigen Beschaffenheit der Cultur muss die Ehelosigkeit allgemeiner werden. Aber sie ist nicht bloss für das Ganze nothwendig, sondern auch für viele Einzelne, und ein Wort für den ehelosen Stand eines Frauenzimmers (wovon bisher keiner hat hören wollen) ist jetzt vielleicht ein Wort zu seiner Zeit.

Mögen Andere das Glück des ehelichen Lebens preisen. Sie haben gerechten Grund dazu, besonders, wenn sie bereits verheirathet sind; denn es ist immer klüglich gethan, seiner Lage und seinem Stande die günstigste Seite abzugewinnen. Dagegen kann man es aber auch den Unverheiratheten nicht verdenken, wenn sie ihres Orts ein gleiches thun; und ledigen Frauenzimmern muss man um so eher dazurathen, da das allgemeine Vorurtheil, dass sie

zur Behauptung ihres Werthes und ihrer Würde heirathen müssten, sie nicht wenig beunruhigt.

Lass Dich das gar nicht kümmern, liebe Schwester. Du hast so gut das Recht, für Dich, frei und ohne die Fesseln der Ehe zu leben, als es Männern erlaubt ist, und wenn jemand im Ernst das Gegentheil behaupten wollte, so müsste er erst darthun, dass alles weiblich Geborne nur Mittel und nicht Selbstzweck sei, welches doch eben so viel hiesse, als den Frauen den Werth absprechen, der dem Menschen als Menschen zukommt. Lass uns vielmehr jetzt unsere Blicke auf die Gefahren des ehelichen Lebens richten. Was gehört nicht dazu, dass gerade zwei Menschen sich finden, oder zufällig zusammentreffen, die die Natur selbst durch Temperament, Verstand und Herz für einander bestimmt hat! Wie wenig kann hier von einer Wahl, besonders bei Frauenzimmern, die Rede seyn, da sich die Bekanntschaft gewöhnlich nur auf den Kreis weniger Menschen erstreckt! Und wieder — wenn auch die besten Menschen sich verbinden, was gehört nicht dazu, so viele Jahre in der engsten Gemeinschaft mit einander zu leben, ohne jemals Zwang oder Ueberdruß zu empfinden! Wie verschieden

sind nicht die Meinungen, Gesinnungen, Wünsche und Grundsätze der Menschen! und sehen wir nicht oft, wie die geringste Sache sie in ihren Urtheilen und Massregeln entzweit? Wie unsicher ist besonders für ein Frauenzimmer die Hoffnung auf eine glückliche Eintracht, da sie durch die Verheirathung sich des grössten Theils ihrer Freiheit begiebt! Wer sichert sie vor den Launen, vor der Willkühr und der Härte des Mannes? Und, wenn auch die Biegsamkeit ihres Charakters hinreicht, Alles gelassen zu ertragen, wer stellt ihr Herz gegen die unmoralischen Gesinnungen des Mannes, dessen Gehülfin sie nun einmal ist, in Sicherheit? Wie lange wird es ihr gelingen, ihn durch Liebe zu leiten? Ist sie nicht vielmehr in Gefahr, mit ihm in gleiche Verderbniss zu versinken? Und sollen wir diese Erniedrigung für nichts achten? —

Nicht minder beklagenswerth ist das Schicksal derjenigen Frauen, die unverständigen Männern gehorchen müssen. Was giebt es hier nicht zu besorgen, zu verhüten und wieder gut zu machen, zu sagen und zu thun, um die Ehre des Mannes zu retten oder zu erhalten! Es ist zum Erstaunen, wie eine Frau in der Gesellschaft oft bemüht seyn muss, die Schwächen,

Ungereimtheiten und Sonderbarkeiten ihres Mannes zu bedecken, und immerwährend zwischen ihm und dem unbefangenen Beurtheiler zur Auslegerin und vernünftigen Deuterin zu dienen, ohne dass sie jemals eine Verbesserung seiner Thorheiten wahrnimmt. Und wenn sich diese bei Unternehmungen, bei Entschliessungen gegen sie selbst richten, was hat sie dann nicht erst zu dulden und zu tragen! Er erinnert sich vielleicht in seinem Zorn, dass er Herr sei — sie muss schweigen, muss gehorchen, und muss wohl gar das Unrathsamste geschehen lassen, das sie, wenn der günstige Augenblick der Ueberredung kommt, nicht mehr zu verbessern im Stande ist.

Hat nun eine Frau mit den Thorheiten und Schwächen eines Mannes schon solche Noth, was wird sie nicht ausstehen müssen, wenn er wirklichen Fehlern und Lastern, dem Trunke, der Spielsucht, der Schwelgerei oder der Ausschweifung ergeben ist! Und sind diese Dinge bei Männern so selten, dass jede bei ihrer Verheirathung sich davor sicher halten könnte?

Von dem Verdrusse und den mancherlei Sorgen, die sich mit der Erweiterung des Hausstandes und der Familienverhältnisse vermehren,

will ich nicht einmal reden. — Man spricht viel von dem Glücke, Kinder zu haben; aber, ohne noch besonders zu bedenken, dass sie oft auch eine Quelle des Kummers werden, verdient doch nicht minder die unsägliche Angst und Mühe, die sie der Mutter verursachen, einige Rücksicht. Und wenn diese die Reichern auch weniger empfinden, so können sie sich doch durch alle Schätze der Welt jener Besorgnisse nicht überheben, womit die mancherlei Zufälle und die Krankheiten der Kinder sie ängstigen.

Je grösser die Familie, desto grösser der Anlass zu Verlust und Schmerz; und ob auch viel Gutes sich zum Bösen gesellet, — so viel sehen wir mit Gewissheit, dass wir durch Verheirathung uns weit mehr den Einwirkungen und Angriffen des Schicksals aussetzen, als durch die Wahl des ehelosen Standes. — Allen diesen Gefahren, liebe Schwester, wirst Du nun entgehen, wenn Du die Fesseln der Ehe verschmähst. Du wirst frei, Dir selbst leben, ohne Schmerz, ohne Kummer. Die Härte des Mannes wird Dich nicht kränken, seine Laune Dich nicht beunruhigen, seine Sonderbarkeit Dich nicht in Verlegenheit setzen, und keins von seinen Fehlern oder Lastern Dich herabwürdigen. Du wirst gehen und bleiben, schlafen und

wachen, wählen und verwerfen, nicht wie ein Anderer, sondern wie Du willst, — und die Reinheit Deines Herzeus verbürgt es mir, dass Du nur immer das Gute wollen, nur immer das Beste wählen wirst. Du brauchst nicht bei der Abwesenheit des Gemahls für seine Gesundheit, für sein Vermögen, für seine Ehre in Besorgniss zu schweben, nicht bei seinem Kommen ängstlich aufzuhorchen, nicht, um etwas Gutes zu fördern, erst die freundlichen Blicke ihm abzulauschen, nicht seine Schwächen zu bewachen, seine Mängel zu bedecken, seine Thorheiten auszugleichen; kurz, Du brauchst nicht erst seine Ergänzung zu seyn, sondern, was Du bist, das bist Du für Dich, zur Begründung Deiner eigenen Selbstständigkeit. Immer nur handeln, wie ein Anderer will, oder nur immer halb wollen und halb geschehen lassen, und bei jedem Wunsch erst den Wunsch des Andern befragen — ist denn doch in der That nur halbe Freiheit, halbe Selbstständigkeit, halbes Leben.

Was ich Dir aber zum grössten Vorthail anrechne, ist, dass Du nun nicht nöthig hast, Dich in die Fesseln der herrschenden Haus-, Staats- und Weltklugheit zu schmiegen, die um des irdischen Bedarfs und um äusserer Begün-

stigung willen, gegen andere lügend, lobend, schmeichelnd und bewundernd, gar bald das Herz seiner eigentlichen Würde, seiner Wahrheitsliebe und seiner unbestechlichen Tugendachtung beraubt. Wenn man das Jagen und Treiben in den bürgerlichen Verhältnissen betrachtet, wie hier Einfluss und Ansehn, Schmeichelei und Unterwürfigkeit, Trug und Verstellung einander begegnen, so scheint es, auch für den Besten, fast unmöglich, durch diese Verschlingungen sich hindurch zu winden, ohne selbst etwas von dieser moralischen Elendigkeit anzunehmen. „Ich thue es um meines Mannes, um meines Sohnes, um meiner Tochter willen. Mit dem Herrn von X. dürfen wir es nicht verderben; sein Bruder sitzt im hohen Rathe, sein Schwager hat ein Kanonikat, sein Schwiegervater ein Stipendium zu vergeben; Fritz, geh hin, und mach dem Herrn dein Compliment, und dass du ihm ja den (ungezogenen) Junker lobst!“ — Das hören wir nicht selten. Und glaube ja nicht, liebe Schwester, dass Stand und Vermögen darüber erheben; im Gegentheil: je höher hinauf, desto ärger dieses Spiel!

Von allen diesen Unwürdigkeiten kannst Du, ohne Familie, Dich frei erhalten, und — wohl

muss es Dir werden, wenn Du auf diese Verwebung von Lug und Trug ruhig hinblicken kannst, ohne in sie verstrickt zu seyn. Aber das sage ich nicht deshalb, dass Du die schlechter Menschen verachten sollst, sondern — Dein Mitleid sollst Du ihnen schenken, und, — sehen wir auf ihr Unverschulden und auf die ihnen angeborne Herzensgüte, — warum nicht auch Deine Liebe? — Wenn Du aus jenem Gesichtspunkte das Ganze überschaut, müssen auch Neid, Missgunst und Verläumdung — die gewöhnlichen Begleiterinnen des ehelosen Standes — fern von Dir seyn; denn — warum solltest Du die Menschen beneiden, warum ihnen das Gute missgönnen, da ihnen mit dem Guten so viel Böses zu Theil wird! Immer von sich abgewandt, und in die Aussenwelt verloren, leben sie mehr den Dingen, als sich selbst, und kehren von ihren Geschäften und Zerstreuungen in ihr Inneres eher ärmer als reicher zurück. Je mehr das schimmernde Ziel äusserer Vortheile sie fortreisst, desto unfähiger werden sie, sich ohne Vortheil, ohne Gewinnst zu freuen, und damit also auch unfähiger, des Schönen und Guten überhaupt, ohne persönliche Beziehung, in hohen und reinen Gefühlen zu geniessen.

Diess muss aber für Dich Zweck des Lebens sey. — Indess, fragst Du, werd' ich darüber nicht zur Philosophin werden? — Wohl ist das nicht ganz zu läugnen, und ich glaube sogar, dass es — gehörig verstanden — nöthig seyn; denn, da Dein Geschlecht mehr durch das Kleine als durch das Grosse, mehr durch das Nahe, als durch das Ferne sich mit der Welt in Verbindung setzt, diese Wechselwirkung aber ausser der Ehe wenig Veranlassung und Anreizung findet, so muss eine allgemeinere Theilnahme an den Dingen in der Welt nothwendig an die Stelle der speziellern treten, wenn der empfängliche weibliche Charakter, nun nicht mehr durch Hochzeiten, Kindtaufen und andere häusliche Veränderungen beschäftigt, sich nicht in eine mürrische, schadenfrohe Gemüthsart verwandeln soll. Und jene allgemeinere Theilnahme, jene Neigung zum Guten überhaupt wird sich um so leichter aus Deinem eignen Herzen entwickeln, je weniger es noch von der Verdorbenheit Anderer ergriffen ist; denn, je unbefangener, je reiner, je kindlicher Du noch empfindest, desto näher wirst Du auch schon von Natur dem herrschenden Guten, desto näher dem Gott, der in Dei-

nem Innern wohnt, und desto näher auch dem Glücke eines heitern, ungetrübten Lebens seyn.

Bei einer solchen Reinheit des Gemüths wird das Schöne und Gute Dir auch aus der gesammten Menschheit zurück strahlen, wenn Du, unbekümmert um das Entartete und Schlechte, auf einzelne vortreffliche Handlungen, durch welche die angeborne, bessere Natur sich offenbart, Deine Blicke richtest. In den Tugenden Einzelner wirst Du das Ganze wieder lieb gewinnen, und Dein Vertrauen auf Menschenwerth stärken.

Das Schöne und Gute — wo kann es Dir ferner wohl herrlicher begegnen, als in dem Genusse der schönen Natur? Wie es auch zugehe, dass Berg und Thal und Wald und Feld die edelsten Gefühle in uns wecken, und uns heiter und froher stimmen, — es sei Dir eine willkommene Lust, ihrem Einflusse, ihrem geheimen, mächtigen Zauber ganz Dich hin zu geben, und mit jedem wiederkehrenden Jahre aus dieser unversiegbaren Quelle der edelsten Freuden zu schöpfen.

Und — bedarf es noch einer Aufforderung, noch der betheuernden Worte, dass auch in der Religion das Schöne und Gute Dir wie eine himmlische Blume entgegen blühen werde? Jene

Erhebung des Gemüths, die uns in den Stand setzt, das Einzelne um uns her aus einem höhern, allgemeinem Gesichtspunkte zu betrachten, und uns nach Verirrungen und mancher eiteln Betrübniß wieder mit Welt und Menschen auszusöhnen, hat über sich das Ziel des Bessern, und in seiner eigenen Andacht das Vorgefühl der Seligkeit. Doch — von keiner Verachtung der irdischen Welt sei hier die Rede. Diese überlass jenen mürrischen Alltagsjungfrauen, die, weil sie sich über die Entbehrung der ehelichen Güter noch immer nicht zufrieden geben können, tobend zu Hause, und betend in der Kirche bald das Glück ertrotzen, bald in dem Besitze Anderer es geradezu wegläugnen, oder wohl gar zerstören wollen. Ihnen fehlt nämlich das, was Dein Erbtheil seyn wird, Sinn für das Gute und Schöne überhaupt.

Mit diesem Sinn wirst Du auch von selbst zu den Werken der schönen Künste Dich hinwenden, aus denen der Geist und das Wesen der äussern Wirklichkeit reiner und geläuterter hervor geht, und Dir gleichsam die Seele des Lebens zu einem ungetrübten Genusse sich darbietet. In Deiner freiern Lage wirst Du weit eher, als andere Menschen, deren bürgerliche Bestimmung es nicht selten ist, an Einzelheiten

zu haften, das allgemein Wahre, Edle und Göttliche auffassen und empfinden, mag es Dir die Kunst durch das Reich der Farben oder der Töne, oder selbst durch menschliche Gestalt und Bewegung darstellen.

Natur und Kunstgenuss und heilige Andacht, — wenn Du diese Wohlthäterinnen, diese drei himmlischen Schwestern zu Deinen Begleiterinnen wählst, dann wird auf Deinem Wege durchs Leben weder Neid, noch Kummer Dich berühren; über den Reitz so mancher äussern Güter erhaben, wirst Du auch im Reiche des Geistes Deines Glückes so gewiss seyn, dass Du dazu weder der Klugheit des Philosophen, noch der Begeisterung des Dichters, noch der Tugend einer Heiligen bedarfst; denn bei einer solchen Richtung des Gemüths wirst Du das Erste erlangen, ohne es zu wissen, das Zweite, ohne es zu wollen, und das Dritte, ohne stolz darauf zu seyn.

So im Innern veredelt, und äusserlich mit Heiterkeit geschmückt, wird Deine Erscheinung im häuslichen Kreise wie in der Gesellschaft jedermann willkommen seyn und der Gutgesinnte in der Achtung und Werthschätzung

gegen Dich unbewusst dieselben Empfindungen
üben, mit welchen aus der reinsten Fülle sei-
ner Seele als Dein bewährtester Freund Dich
vor allen innig und herzlich liebt

Dein

ewig treuer Bruder.

Wie Schönlieb sich eine Frau wünscht.

Ein Gespräch.

Helling. Aber, Freund, warum heirathest Du nicht?

Schönlieb. Die Wahl ist schwer.

Helling. Nun, was wünschest Du denn?

Schönlieb. Wenig, Freund, sehr wenig. Ein gutes, sanftes Weib — damit wollt' ich schon glücklich leben.

Helling. Weiter nichts? — Lass doch sehen. — Sollte sie nicht auch etwas Vermögen besitzen?

Schönlieb. Etwas freilich, es sind gar bedenkliche Zeiten.

Helling. Und die Wirthschaft verstehn?

Schönlieb. Allerdings, die Wirthschaft müsste sie verstehn; die Frau ist ja die Seele vom Hause.

Helling. Und soll sie nicht auch eine Frau von Geist seyn?

Schönlieb. Bewahre der Himmel!

Helling. Aber wenn Du nun von einem Gedanken, von einer Empfindung voll bist, wenn Du etwas Schönes gesehen oder gelesen hast, und Du kannst Dich ihr nicht mittheilen? —

Schönlieb. Nur Sinn für das alles, Sinn müsste sie haben.

Helling. Und wohl etwas feinen Sinn? das ist denn doch am Ende Geist.

Schönlieb. Ja, wenn das so ist, so hast Du Recht: Geist müsste sie haben.

Helling. Und wie ist's in Absicht der Schönheit?

Schönlieb. Schön braucht sie nicht zu seyn; nur angenehm; so dass sie mir gefiele.

Helling. Also z. B. ein schlanker Wuchs — der ist gar nicht vonnöthen?

Schönlieb. Schlank! Freilich, wenn ich mir denke: in der Schlankheit ist doch eine ganz eigene Grazie. Sie gibt der Gestalt eine gewisse Majestät, eine gewisse Anmuth. Ich wünschte doch, dass sie schlank wäre.

Helling. Aber das Gesicht, wie, wenn sie blass aussähe?

Schönlieb. Ja, Freund, ich weiss nicht. Roth von Wangen ist doch eine wahre Pracht. Eine blühende Farbe drückt Gesundheit, den

Frühling des Lebens, ein ganzes Himmelreich für uns aus. Ich bitte Dich, Freund, lass sie munter und frisch aussehen.

Helling. Aber die Nase braucht nur ganz unbedeutend zu seyn?

Schönlieb. Freund, die Nase gibt erst dem ganzen Gesicht den rechten Ausdruck, die volle Würde, das gebieterische Ansehen, so graziös geschlängelt mit einer sanften Krümmung — die wahre Schönheitslinie offenbart sich darin.

Helling. Aber wenn das Kinn etwas gross und hervorstehend wäre?

Schönlieb. Das wäre mir nicht lieb; alle Gutmüthigkeit, alle Sanftheit, alle Bescheidenheit wäre ja damit verdorben. Wodurch sollte sich denn ihr freundliches Lächeln verherrlichen?

Helling. Nun die Augen — nicht wahr, da siehst Du eins nach: grau und unscheinbar, das ist Dir gleichgültig?

Schönlieb. Den Guckguck auch! Wo denkst Du hin? Das Herz, die Seele spricht ja aus den Augen, die Liebe selbst leuchtet ja daraus hervor. Ohne Glanz, ohne Strahlen, ohne Feuer — wie sollte ich sehen und erfahren, dass sie mich liebte, wohin sollte ich meine

Blicke wenden, wo sollten im stummen Gespräch Geist und Gefühl sich begegnen? Das beste Herz ohne schöne Augen ist ein verschlossenes Schatzkästlein, ist ein Baum, der nie blühet, ist ein Himmel ohne Sterne.

Helling. Wenn Du denn alle Blicke auf ihre Augen richtest, so wirst Du wohl eine rauhe, heisere, tiefe Stimme überhören?

Schönlieb. Freund, der Wohllaut der Stimme ist wie der Duft der Blumen, der auch aus der Ferne uns berührt, uns labt und erquickt, und uns in das Innerste ihres Wesens einladend hinüberzieht; es ist eine Umarmung des Geistes, die uns in gleicher Sphäre zauberisch gefesselt hält; es ist die Frühlingsluft der Seele, welche ewige Milde uns zuweht, es ist die Silberbrücke der Gedanken, auf welcher das Leben des Herzens wie Mondenstrahl über Gewässer hingleitet. Freund, wie könnt' ich den steten Missklang in meinem Hause dulden!

Helling. Gut; wenn die Stimme Dich so entzückt, so wird doch ein Mund mit schmalen Lippen und ein gesenkter Busen Dir genügen?

Schönlieb. Wovon redest Du? Welcher göttlicher Dinge erwähnst Du? die Rosen der Lippen, die schwellende Fülle, das Meer

der Seligkeit sollt' ich entbehren? Willst Du Tantalus Qual mir bereiten? Willst Du die Früchte mir zeigen, und sie dann meinen Lippen entziehen? Alle jene andern Reitze soll ich nur aus der Ferne schauen, sie nie zu erlangen, nie in mein Eigenthum zu verwandeln trachten? Was ist Reichthum ohne Besitz? Was ist Schönheit ohne Genuss? Was ist Liebe ohne Innigkeit? Rosige Lippen sind die Schwelle der Himmelsthür, sind die Purpurblumen, über welche Aphrodite wandelt, sind gleich dem goldenen Becher, der bald süß erklingt, bald aber uns tränkt mit unsterblichem Nektar. Ich bitte Dich, lass nicht auf Dornen mich wandeln, lass beim vollsten Göttermahl mich auch sanft ruhen, lass den Nachen der Welle nicht entbehren.

Helling. Nun sieh, Freund, was Du verlangst! Geist und Herzensgüte und jegliche Schönheit! Es ist ja ein wahres Ideal, was Du mir da vorschilderst. Und das nennst Du alles wenig?

Schönlieb. Ach! Ich weiss nicht, wie ich dazu komme. Ich hätte selbst nicht gedacht, dass es so viel wäre. Aber kann ich dafür, wenn ich für das alles Sinn habe? Beweist es

nicht, wie sehr ich das schöne Geschlecht hochschätze?

Helling. Ja, ich sehe wohl, Du liebst das Einzelne nicht, Du liebst das Ganze; an der einen die Augen, an der andern den Mund, an der dritten die reizende Stimme. Du möchtest nicht gern alle missen, darum wählst Du keine.

Schönlieb. Es ist wohl möglich, Freund; und doch möchte ich gern ein Eigenthum haben.

Helling. Thor, der Du ein kleines Gärtchen Dir versagst, weil Du nicht die ganze Schweiz besitzen kannst! — Man genießt ja auch der Gegend, die über den Zaun herüber ragt.

Schönlieb. So? meinst Du? Ein Gärtchen mit einer schönen Aussicht! — Freund, ich heirathe.

Ueber
die Sprachähnlichkeit zwischen dem
Kaufmann und dem Moralisten.

Es ist doch sonderbar, dass beim Kaufmann dieselben Worte vorkommen, die in der Moral gebraucht werden. Ich will hier nur einige derselben anführen, vielleicht, dass die, welche mit den Geschäften des Kaufmanns bekannter sind, so fern ihnen nicht die schulgerechte Moralphilosophie fehlt, sie um ein beträchtliches vermehren können. Zuvörderst ist Handlung und handeln das Wort, was bei beiden die Hauptrolle spielt, und bei allem Thun und Verichten obenan steht, nur dass Handlung bei den Moralisten eine einzelne Thätigkeit, und bei dem Kaufmann alle Thätigkeiten zusammen genommen und ein Ganzes bedeutet, das in sich fortgeht, indem er z. B. sagt: die Handlung von X. et C. ist eine alte Handlung (oder ein altes Haus) und: unsere Handlung hat dieses Jahr viel verloren. Wenn indess der Moralist bei

Handlungen auch von Werken und Thaten spricht, so redet der Kaufmann nur von Geschäften.

Denn zunächst ist das Wort gut bei beiden bedeutend und charakteristisch. Der Moralist aber denkt bei dem, was gut ist, an die innere, gesetzmässige Beschaffenheit, und wenn der Kaufmann sagt: der Mann ist gut, so meint er: der Mann ist reich, daher kann er auch leicht für Mann Haus setzen, und sagen: das Haus ist gut.

Ferner spricht der Moralist von Schuld (Vergehn und Verbrechen), der Kaufmann von Schulden. Schuldig brauchen beide, und wenn der Moralist noch besonders von dem Sollen und der Pflicht, und nebenbei auch vom Glauben handelt, so hat der Kaufmann dafür in seinen Büchern die beiden Conten: Debet und Kredit. Dabei ist denn auch dort von dem Nutzen und Interesse (Rücksichten bei einer moralischen Handlung), und hier von den Interessen die Rede, wenn der Kaufmann an einen andern etwas verliehen hat. Und so wie der Moralist spricht: diese Handlung hat den und den Nutzen, den und den Vortheil, so sagt der Kaufmann: ich habe keinen Vortheil, ich habe keinen Profit

dabei. Freilich gehen beide dadurch wieder von einander ab, dass jener mehr nach dem Nutzen stiften, und dieser nach dem Nutzen bringen fragt, und der Kaufmann niemals sagen wird: das stiftet, sondern, das bringt keinen Nutzen, rentirt nicht, saldirt sich schlecht. — Beide sehen auf Verdienst, und brauchen den Ausdruck erwerben, und der Kaufmann so sehr, dass er sogar Erwerb für Verdienst (wie Gewinnst für Gewinn) setzt; nur ein Paar kleine Wörtchen sind's, wodurch sie sich beim Verdienst von einander unterscheiden, nämlich der Artikel der und das. Der Moralist sagt: der Mann hat sich durch diese Handlung um die Menschheit das Verdienst erworben, und der Kaufmann: der Verdienst von diesem Jahre ist sehr geringe. Und wie der Moralist statt der Handlung des Kaufmanns auch Handlungen hat (in der Mehrheit), so hat er auch Verdienste (in der Mehrheit), und rühmt die grossen Verdienste eines Mannes, während der Kaufmann nur in der Einzelheit beim Verdienst stehen bleibt, und diess Wort in der Mehrheit gar nicht gebraucht. Bei ausserordentlichen Fällen, wo diess gleichwohl nöthig scheint, hilft er sich damit, dass er sagt: bei dieser

Waare habe ich vielen oder ansehnlichen Verdienst gehabt! Indess soll doch diese Redensart bei Kaufleuten nur selten vorkommen. — Die Moralphilosophen sprechen viel von dem höchsten Gut, auch wohl von Gütern, und Cicero hat ein ganzes Buch: *de finibus bonorum*, über das höchste Gut, geschrieben. Auch der Kaufmann hat Güter — nämlich auf seinem Waarenlager, von wo die Waaren immer als Güter versandt werden, und schreibt er auch niemals vom höchsten Gut, so kommt doch nicht selten bei ihm Messgut, nass Gut und dergl. vor.

Der Moralist sieht bei seiner Philosophie immer sehr auf die Merkmale einer Handlung, der Kaufmann — nach dem Mark, woran er nicht nur die Waaren, sondern sogar, gleich dem Moralisten, jede Handlung (in seinem Sinne) erkennt.

Der Moralist hat seine Noth, um etwas nach seinem Werth abzumessen; der Kaufmann ist darin ganz einfach: was die Sache gilt, das ist sie auch werth, oder das ist der Werth der Sache, und es gibt hier keinen andern Massstab, als das Geld, welches Wort schon für die Sache entscheidet, und nicht für die Sache allein, sondern auch für die han-

delnde Person. Auch einzelne Geldmünzen, wie z. B. Species und bei den Griechen Talent, erinnern wieder an die Werthbestimmung in der Philosophie. Wie dort Talent und Pfund dem Menschen in der bürgerlichen Welt seinen Rang anweist, so hat die Natur einen jeden durch das verliehene Pfund und die angeborenen Talente mehr oder weniger erhoben, und ihm zu dieser oder jener (grossen oder kleinen) Handlung eine Bestimmung gegeben. — Wie der Philosoph gern Species und Gattung unterscheidet, und der Moralist als Kriminalrichter gern die *species facti* herrechnet, so zählt auch der Kaufmann seine *species* auf, die oft nicht weniger Beweiskraft haben, als jene. — Die Summe seines Glücks nennt er Kapital, das, von *caput*, Haupt, seine Hauptsache ausmacht, worauf alle seine Bemühungen gerichtet sind, womit und wofür er alles wagt und unternimmt. Das Kapital ist das Meer, das ausgibt, und wieder zurück empfängt. Es hat seinen Kreislauf in sich selbst, und kennt kein Ziel ausser sich; es ist für sich selbst Zweck, wie es für sich selbst Kraft und Ursache ist; denn das erworbene Geld hat keine andere Bestimmung, als um wieder damit Geld zu erwerben. Was

a|e

a|e

❖❖

❖❖

a|e

a|e

a|e

❖❖

❖❖

❖❖

a|e

a|e

a|e

also bei dem Moralisten höchstes Gut heisst, das ist beim Kaufmann das Kapital, das dem Sinne nach völlig damit übereinstimmt. —

Woher nun alle diese Aehnlichkeiten? — Der Spötter möchte vielleicht antworten: von den Verschiedenheiten: Aber — bei der Leier des Apolls! (die Merkur erst für den Apoll besaitet hat) dieser Auslegung (mit der umgekehrten Tapete) mag ich nicht folgen. Viel besser wär's, wenn sich die Aehnlichkeit aus der Aehnlichkeit selbst erklären liesse, z. B. so. Der Moralist sieht nur auf die Form, auf die Beschaffenheit der Handlung. Auch die Thätigkeit und die Betrachtungsweise des Kaufmanns ist formell. Nicht das was (die Waare), sondern das wie (der Werth — der Preis) entscheidet. Das Formelle seiner Hantierung löst sich in Zahl auf. Die Zahl wird durch das Geld repräsentirt. Wie nun bei dem Moralisten die Liebe zum Guten Ursache und Wirkung zugleich wird, so dass diese Liebe selbst das höchste Gut ist, so ist diess beim Kaufmann mit der Zahl der Fall, die ihre Wirkung auf sich selbst zurück empfängt, und im Kapital zum höchsten Gut wird. —

Doch — aus diesen wenigen Proben sehen die Leser schon, wie schwierig die Sache ist.

Ich fühle mich also genöthigt, diese Untersuchung (die ohnehin nahe bei debet und credit vorbeiführt) dem Philosophen zu überlassen, der so viel Scharfsinn mit Unparteilichkeit verbindet, dass das Sprichwort von ihm sagt: *philosophus non curat*, denkend denkt er an nichts.

Nachschrift. Mit Leidwesen erfahre ich, dass dieser Aufsatz beim ersten Erscheinen den Unwillen einiger Kaufleute erregt hat, was mein Conto bei meinem hohen Gönner bei wirklicher Anklage ohne dessen grosse Güte wohl garstig hätte verschlimmern können; aber — sie haben wirklich Unrecht. Der Ernst ist hier nur ein Spiel des Verstandes, und sollte ja ein Scherz über sie leicht hinstreifen, so mögen sie bedenken, dass noch weit mehr auch andere Stände über sich die Kugeln pfeifen hören. Felix (wie der folgende Aufsatz zeigt) musste sich sogar seinen geflickten Elbogen als Beinamen gefallen lassen, und wenn ihm zuletzt noch die Sonne lächelte, so hatte er es doch nur dem Winde eines Hofnarren zu verdanken.

Der Hofnarr und der Dichter.

Eine Geschichte aus Utopien.

König Jakob war kaum zur Regierung gekommen, als man ihm gleich, wie den neugeborenen Kindern, eine Menge Namen gab, und ihn bald den Gütigen, bald den Vielgeliebten, bald den Gerechten nannte, bis man, wie die übrigen Vornamen der Kinder, wieder einen nach dem andern fallen liess, und ihn schlechtweg Jakob nannte. Der Grund davon war, dass er anfangs viele Gnaden austheilte, und dem einen Geld, dem andern Freiheit, dem dritten Rang und Titel, und allen — wenigstens sein Ohr lieb. Eine Menge Projektenmacher fanden sich ein, die Feuer, Erde, Luft und Wasser verbessern wollten, und der König selbst versprach sich einen neuen Himmel und eine neue Erde, darin Gerechtigkeit wohnen soll. Da nun bei dieser Gelegenheit jedermann seine Angel oder

seinen Bogen hervor suchte, und viele Menschen ihr Glück machten — immer einer auf Unkosten des andern, — so begab sich auch der Dichter Felix von seinem Dachstübchen hinab, um zu sehen, ob auch ihm und seinen Genossen eine Gnadenthür sich wo aufthäte. Und das durfte er wohl hoffen, denn er hatte sich in seinem Vaterlande zwar kein Geld — aber Ruhm und Ehre und einen gewissen Namen erworben. Man nannte ihn nicht anders als Felix mit dem geflickten Elbogen. Dieser ging nun an den Hof, nicht zum König, sondern zum Hofnarren, den er noch von der Universität her kannte (denn damals hatten alle Narren studiert). Lieber Bruder, sagte er, da jetzt alles sein Netz auswirft, so wollte ich Dich bitten, dass Du auch mir und meinen Brüdern einen tüchtigen Fang verschaffen möchtest; Du weißt, dass wir barfuss den Helikon hinauf steigen, und uns dabei manchen Dorn in den Fuss treten, dass wir aber niemals aufgehört haben, von Glück und goldenen Tagen zu träumen. Es ist endlich einmal Zeit, dass Aurora den Schleier der Nacht von sich nehme, dass der König oder der Staat in Gnaden sich unserer erinnere, und an unsere Versorgung denke.

Da steckte der Hofnarr seine Hand in die seidene Weste, hob das Haupt und sprach: Hm! Versorgung! schön gedacht, wohl gesprochen; ei ja! Was auch die heilige Schrift sagt: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nichts in die Scheuer — und an einer andern Stelle: sie weben nicht, sie spinnen nicht! so soll es doch fortan in unserm Lande heissen: Und euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Nicht wahr, mein lieber Felix, das hast Du doch eigentlich sagen wollen? Immer neue Anliegen, neue Beschwerden, wir können uns vor Bittschriften gar nicht retten. Indess — wir wollen sehen, wir wollen an euch denken.

Felix mit dem geflickten Elbogen sah ihn gross an, und wusste nicht recht, wie er das Wort verstehen sollte. Indess schnitt ihm der Hofnarr gleich alle Zweifel ab, reichte ihm vertraulich die Hand und sagte in einem andern Ton: ich schwöre beim Styx — und das ist der höchste Schwur — binnen Jahr und Tag will ich Dir einen Flicker verschaffen, der nicht nur Deinen Elbogen, sondern alle Blößen Deiner Kunstgenossen bedecken soll. Nun kein Wort weiter, ich habe beim Styx geschworen. — Damit ging der Dichter, und sagte allen Söhnen Apolls, dass sie nun alle ihre Sorgen

dem Meere oder nach Belieben dem Winde geben könnten.

König Jakob sass eben über dem letzten Becher, als der Hofnarr vor ihn trat und sagte: die Bäckerei geht gut, ich wünsche dem König langes Leben. Wenn Ihre Majestät die Gnade haben wollten, mich anzuhören, so hätte ich bei der neuen Schöpfung auch wohl einen Vorschlag.

König. Du? Rede!

Hofnarr. Irre ich nicht, so ist die Staatsmaschine — eine Maschine, worin die Räder in einander greifen müssen, wie in einem Mühlenwerke.

König. Der Satz hat seine Richtigkeit.

Hofnarr. Bei der Frage nun, wie das Ding am besten gehe, antworte ich, wenn aller Sand und Staub weggeblasen wird, der sich zwischen die Räder gesetzt hat.

König. Wohl.

Hofnarr. Nun aber hat sich hier zu Lande ein müssiges Volk eingenistet, das man die Dichter nennt, Leute, die weder mahlen noch backen, die weder Häuser bauen, noch Bier brauen, weder den Pfriemen noch die Nadel führen, und die sich nur immer dazwischen stellen, wenn andere sich einander handlangen.

Eine allgemeine Klage ist über sie. Mit ihren Sonnetten laufen sie von Haus zu Haus, zu jedem Geburtstage kommen sie und stehlen sich ein, wie die Heimchen, zischeln mit dem Kammermädchen, flüstern mit der gnädigen Frau und verführen die rosenwangige Tochter. Was unnütz ist, ist auch schädlich, und wenn Ihre Majestät wirklich Willens sind, die Staatsmaschine einmal recht blank zu scheuern, so werden Sie die Bitten Ihrer Unterthanen in Gnaden anhören, und die Verbesserung damit anfangen, sämtliche Dichter aus dem Lande zu jagen.

König. Hm, ich habe Dich lange nicht so gescheidt reden hören.

Hofnarr. Ich habe es auch nicht von mir selber, Ihre Majestät, sondern von einem alten heidnischen Philosophen.

König. Das merkt' ich gleich. Nun, wir wollen uns darüber referiren lassen.

Es ward Erkundigung eingezogen, und die Beschwerden über die Dichter waren wirklich nicht geringe. Aber alle kamen darin überein, dass sie entbehrlich, und dass der Rathschluss des Königs, sie zu vertreiben, sehr weise sei. Der Hofnarr wusste es sogar dahin zu bringen, dass die Bürgerschaft eine Bittschrift einreichte,

worin sie ausdrücklich um die Abstellung dieses Uebels bat. Der Ausspruch ward gethan, und der Hofnarr hatte eine königliche Freude darüber. Felix aber erhob die Hände, und alle seine Lieder handelten von Untreue und geheuchelter Freundschaft.

Die Dichter thaten sich nun zusammen wie die Schwalben, wenn sie nach Afrika ziehen. Es war zugleich eine wahre Prüfungsstunde für sie, denn jetzt musste sich zeigen, wer wirklich ein Dichter sey oder nicht. Mancher liess auch gleich seine Verse in Rauch aufgehen. Die Getreuen der Kunst aber sprachen sich einander Muth ein, und freuten sich, ein Land zu verlassen, worin ihre Verdienste so verkannt würden. Um einen glorreichen Abzug zu halten, liessen sie lange Wagen mit Sitzen einrichten, schmückten sie mit Blumen und schattigen Triumphbogen, sich selbst aber bekränzten sie einander, welche Eintracht man vorher nie gesehen hatte, und sangen durch Städte und Dörfer die fröhlichsten, die angenehmsten Lieder. Der Blumenorden ist über die Pegnitz gegangen, sagte man spottend in der Residenz, und die Bürger glaubten, es sey nun alles abgethan.

Da trat der Hofnarr vor den König und

sagte: sintemal die Dichter nun vertrieben sind, so entsteht die Frage, wie es mit ihren hinterlassenen Gütern, sowohl mit den erworbenen als mit den ererbten, gehalten werden solle, und ob Ihro Majestät in Gnaden geruhen, solche zu konfisziren oder ihnen sicher zu stellen.

König. Narr, was redest Du von Gütern. Hab' ich doch immer gehört, dass die Dichter in grosser Armuth leben. Willst Du ihnen Besitzungen im Mond anweisen?

Hofnarr. Nicht ganz so hoch, aber zwischen dem Mond und der Erde.

König. Sprich deutlicher.

Hofnarr. Seyn oder nicht Seyn, das ist die Frage. Nicht bloss, was liegt und steht, das ist, sondern auch, was sich bewegt. Ich berufe mich auf das Gesetzbuch Pagina da und da, wo von beweglichen und unbeweglichen Gütern gehandelt wird. Meine Beweise für die gerechten Anforderungen der Dichter kann ich freilich nicht auf liegende Gründe stützen, sondern sie sind vielmehr aus der Luft gegriffen, aber hier existiren sie eben so gewiss, wie der Donner und Blitz, der auf unser Haupt herab fährt.

Der König Jakob lachte: ich merke schon, sagte er, Du meinst die spanischen Luftschlösser,

die sich die Dichter gebauet haben. Nein, nein, die wollen wir ihnen nicht entreissen, und wenn sie ein anderer bezieht, so soll er Miethe bezahlen.

Hofnarr. Ich halte Ihro Majestät beim Wort, und fordere, dass alle Einkünfte von der Hinterlassenschaft der Dichter ihnen jährlich ausgeliefert werden, und dass man die Besitzer derselben und alle, die davon Gebrauch machen, dazu anhalte.

König. Das soll geschehen.

Hofnarr. Es ist nur um der Konsequenz willen; denn da sie die Dichter für entbehrlich erklärt haben, so ist es auch billig, dass man sich ihrer Lieder enthalte.

König. Ah, da willst Du hinaus.

Hofnarr. Freilich, das sind die fliegenden Güter der Dichter, das sind ihre Schlösser in der Luft, das ist ihre fahrende Habe, das ist ihre schwebende Silberflotte.

König. Seht doch, seht doch!

Hofnarr. Sollen wir diese nun behalten, oder ihnen nachsenden? Sollen wir sie verzehren, oder ihnen lassen?

König. Das sind mir Güter! Ja, wir müssen sie ihnen nachsenden; aber, Narr, wie machen wir das?

Hofnarr. Wohl! so befehlen Ihro Majestät,

dass man in Ihrem Lande durchaus kein Lied mehr singe.

König. Recht, aber wenn die Leute nun dennoch singen?

Hofnarr. Hat man die Dichter nicht für entbehrlich erklärt? Jetzt muss man es beweisen, wo nicht, so muss man ihnen ihren Tribut entrichten, so gut wie dem Fleischer und dem Bäcker.

König. Freilich, ich muss konsequent seyn, — ich verbiete also die Lieder in meinem Lande, und Du, Narr, sollst dahin sehen, dass künftig nicht mehr gesungen werde.

Hofnarr. Und wollen Ihre Majestät wohl erlauben, dass ich jeden, der singt, mit einem Pfennig abstrafen darf? Ich dünke, das wäre so ungefähr der Niessbrauch.

König. Ei, das wird grosse Einkünfte setzen; doch thue das; ich heisse der Gerechte.

Das Verbot erging, und die Bürger wurden ermahnt, durchaus nicht mehr zu singen. Der Hofnarr nahm eine Menge Aufpasser an, und ein ganz eigener Zustand trat jetzt ein. Durch die Gassen, durch die Werkstätte, durch die Säle und Tafelrunden klangen sonst die Lieder bis in die Nacht. Jetzt ward eine Todtenstille durch das ganze Land, und den Bürger ward

zu Muthe, als wenn der jüngste Tag käme. Aber der Zwang dauerte nicht lange. Ehe es sich der Meister in der Werkstätte versah, fuhr ihm ein Lied über die Lippen, er schlug sich auf den Mund, aber es kam immer wieder. Ueberall, bei der Arbeit, wie bei Tische, zu Hause, wie auf Reisen beschlich sie dieser heimliche Geist. Oft hing ein einziges Lied vom Morgen bis in den Abend sich an: man musste es den Tag über summen, man mochte wollen oder nicht. Besonders waren die Leute schlimm daran, die an der Strasse wohnten, wo die Dichter singend durchgezogen waren; immer schwebten ihre Lieder ihnen vor den Ohren, und ehe sie sichs versahen, sassen sie ihnen auf der Zunge. Dazu kam noch, dass in Utopien ein sehr lustiges Völkchen wohnte, das gern bei Wein und Gesang bis in die Nacht hinein schwelgte. — Ueberall aber hatten die Aufpasser ihre Ohren, das Lied war noch nicht aus, so hörte man schon an die Thür klopfen. Und mitunter gab es lustige Auftritte. Hier hielten sie einen Schusterjungen beim Kragen, der den lieben Augustin gepfiffen hatte, dort fielen sie einem reitenden Postillion in den Zügel, der mit: Frisch auf, Kameraden, in die Stadt geritten kam; der Nachtwächter sollte kein Lied mehr absingen,

und der Thurmwärter nicht mehr vom Thurme blasen. Die Utopier waren auch nicht geneigt, sich länger Zwang anzuthun, sie sangen den Abend bei ihren Schmausereien frisch weg, und eine Gesellschaft von achtzehn Personen z. B. bekam am andern Morgen eine Rechnung folgender Gestalt: Wir sitzen so fröhlich beisammen, à Person 1 Pf., dreimal gesungen, macht 4 Gr. 6 Pf.; Bei Männern, welche Liebe fühlen, Duett, 2 Pf.; Lass die Politiker nur sprechen, sechs Dreier; Wo mag der Wirth so lange bleiben, ganz herum mit Tutti, 1 Thlr. 4 Gr. 6 Pf.; Die Köchin in der Küche für: Blühe, liebes Veilchen, 1 Pf.; sechs Kutscher auf dem Bock im Warten: Auf, Brüder, lasst uns streiten, dreimal: sechs Dreier; der Bediente, der den ganzen Abend die Lieder nachgebrummt hat, 5 Gr. u. s. w. u. s. w. Summa 5 Thlr. 8 Gr. 6 Pf.

Man kann sich leicht vorstellen, dass auf diese Weise durch ganz Utopien, nur für einen Monat eine ansehnliche Summe zusammen kam. Es gab keine Gesellschaft mehr ohne Lieder, man sang, weil es Geld kostete, niemand wollte sich verbieten lassen, es wurde zuletzt ein

Artikel des Luxus und der allgemeinen Verschwendung.

Da war es denn endlich nicht länger auszuhalten, und der Finanzminister trat vor den König und sagte: Sire, die Lieder werden noch unser ganzes Land erschöpfen, wenigstens kann ich nicht dulden, dass eine so grosse Summe jährlich ausser Landes geführt werde; ich muss Ihro Majestät bitten, das Gesetz abzuändern, oder die Dichter zurück zu rufen, dass sie das Geld hier verzehren können. Am besten aber wird es seyn, sie gleich in die Staatsversorgung mit einzuschliessen, und die lästige Auflage aufzuheben.

Das geschahe, die Dichter kehrten mit Triumph zurück, und genossen von Stund' an ein grosses Ansehen in Utopien.

Da lachte der Hofnarr laut auf, und Felix stürzte mit Rührung in seine Arme. Bruder, ich habe Dich erkannt, rief er aus. — Der König aber hörte den Vorfall, rief den Hofnarren vor sich und sagte: Du hast einen feinen Streich gespielt, und durch deine Schlaueheit mich überzeugt, dass auch die Dichter ihren Nutzen haben. Bitte Dir eine Gnade aus.

Nun wohl, sagte der Hofnarr, so bitte ich, zum Andenken dieser Begebenheit künftig einen

bunten Rock tragen zu dürfen, welcher aussieht, als ob er aus tausend Flicken zusammen gesetzt, wäre. Daran soll jedermann erkennen, was ich einst für die Dichter gethan habe. Es sei! sagte der König, und von dem Tage an wurde es Sitte, dass die Narren ein buntes, gewürfeltes Kleid trugen. Die Dichter aber gelobten aus Dankbarkeit, künftig es immer mit den Hofnarren zu halten, und kein Drama zu schreiben, worin nicht ein Narr vorkäme. Diess hat auch sehr lange gewährt, bis endlich die Hofnarren gänzlich in Ungnade, und damit zugleich auch die Dichter wieder in Vergessenheit fielen.

Ueber die Idee einer allgemeinen Sprache.

Wie? Eine Sprache für Alle? Das Kriegervolk in rauhen Gebirgen soll reden, wie das Hirtenvolk im friedlichen Thale? Der ins Meer hinaus ruft, wie der, den dunkle Wälder verbergen? Der im ewig heiteren Frühlinge lebt, wie der, den stete Nebel umgeben? Der unter der brennenden Sonne schmachtet, wie der, welcher vor Schnee und Frost erstarrt? Der unter dem Schatten der Bäume von ihren Früchten sich nährt, wie der auf dem Rebenhügel, und dieser wieder, wie jener, der das schwere Kornland bauet? Der Sanfte wie der Rohe, der Träge wie der Lebhaftige, der Heitere wie der Ernste — alle sollen die Worte — dieselben Worte nach einerlei Folge setzen, sollen in derselben Form denken und sprechen? Auf verschiedenen Boden erwachsen, von verschiedenen Speisen genährt, unter ganz verschiedenen

Sitten und Gebräuchen erzogen, sollen sie alle, wie die festgesetzte allgemeine Sprache will, in langen oder kurzen Worten, in sanften oder rauhen Tönen, in Wohlklang oder Missklang einer wie der andere sich äussern? In der That, es müsste ein sehr lustiges Konzert geben, wenn der Lappländer mit dem Italiener, der Siberier mit dem Spanier, der Pohle mit dem Franzosen dieselbe Melodie der Rede anstimmten. Wie würde der Nordländer den Mund aufsperrn, um mit seiner schweren Zunge den Tönen des Südländers nachzukommen, und wie würde dieser sich abmartern, wenn er es jenem in dem Hervorstossen rauher Worte nur zur Hälfte nachthun wollte! Unmöglich ist es auch, dass sich beide auf halbem Wege begegnen; sie sind zu weit von einander entfernt, zu unähnlich einander. —

Was macht es denn, dass die Sprachen so verschieden sind? Ist es nicht die Verschiedenheit des Bodens, des Klima's und der Nahrungsmittel, die den Menschen heraufziehen wie eine Pflanze? Ist es nicht die Verschiedenheit der Hantierungen, so wie der Temperamente, die eine verschiedene Art zu empfinden und also auch ein verschiedenes Bedürfniss, sich auszudrücken, schon von selbst mit sich bringt?

Bleibt der Mensch bei aller Geistesfreiheit nicht dennoch ein Produkt des Feldes, wovon er lebt? Kann er machen, dass das Bier eben so auf ihn wirke, wie der Wein, Kohl und Früchte eben so, wie das Fleisch gebratener Ochsen, Hirsch und Reh aus den Wäldern eben so, wie die Fische aus dem Meere? — Wie würde wohl die französische Sprache nach hundert Jahren klingen, wenn ihre Nation nur auf die Weizenfelder von Deutschland versetzt würde! Und der Deutsche — wie würde er seine eigene Sprache nach hundert Jahren in Frankreich bei gefültem Weinbecher reden! Lasst die Schweden nach Italien wandern — sie werden italienisches Blut und italienischen Mund bekommen, und Schwedisch wird nicht mehr Schwedisch seyn. Lasst die Spanier mit den Engländern, und die Russen mit den Spaniern ihre Plätze wechseln, — die Enkel der Eingewanderten Russen werden endlich ein Russisch reden, das gewiss sehr in Biegung und Klang dem Spanischen sich nähert.

Was soll es auch? Die Sprache ist ja keine willkürliche, von den Schulen erst erfundene und gewählte Wortfügung, sondern der natürliche Ausdruck und die unmittelbare Ausprägung des innern Menschen, eine nothwendige

Folge seines Dranges und seines Bedürfnisses,
und also ein eigenthümliches Produkt seines ei-
genthümlichen Geistes. Alle unter einen Huth,
alle in einerlei Denk- und Sprachform gebracht
— was müsste das für ein herzloses Geplapper,
was für ein abgeorgeltes Leierlied, und — was
für Maschinen von Menschen geben!

Ueber die Kunst.

Die Kunst des Schönen ist die Darstellung des höchsten oder idealen Lebens.

Da jedes Leben in den Begriff der Zeit fällt, und Veränderungen voraussetzt, so muss jedes Kunstwerk auch ein Mannigfaltiges enthalten, das sich nach innerer Uebereinstimmung, die man Zweckmässigkeit nennt, zur schönen Einheit verbindet. So wie das lebendig Mannigfaltige Bewegung und Freiheit in sich begreift, so führt Einheit als etwas Geschlossenes und Begränztes den Begriff der Ruhe und Nothwendigkeit in sich, und, was auch die Kunst jemals zum Gegenstande ihrer Darstellung wählen mag, so wird sie immer in das Todte Leben und Geist, in das Lebendige Ruhe und Würde, in das Vielfache Einfachheit, in das Einfache Vielfaches (Mannigfaltiges) und in das Ganze Uebereinstimmung bringen; wir bemerken daher immer in den räumlichen Künsten

die Beziehung auf eine Zeit — Bewegung und Handlung, und in den zeitigen die Beziehung auf einen Ort — Hauptstellen und Vereinigungspunkte: in jenen strebt die Ruhe oder das Bild nach einer Handlung, in diesen die Handlung nach einem Bilde (nach der Einheit des Anblicks).

Das höchste Leben zu empfinden, ist dem Menschen nur in dem freiesten, glücklichsten Zustande, in der Vereinigung aller Seelenkräfte — in der Regsamkeit der Phantasie möglich. Dass die Phantasie aber alles Todte und Bedürftige flieht, sehen wir schon bei dem Auffassen der Wirklichkeit, wo sie das Edle und Schöne von dem Gemeinen sehr wohl unterscheidet, und auch in dem Gemeinsten gern das Edle, Schöne, Freie, Göttliche und Ewige erblickt. Tiefer dringend sieht sie in dem Kreislaufe der Dinge überall Leben, Geist und Kraft, auch das Verworfenste erscheint wieder thätig und belebend, selbst das Unbewegte, das Todte — der Fels in seiner Urkraft steht vor ihr als eine redende Gottheit da.

Für den Gebrauch der äussern Dinge würden Verstand und Erinnerung schon hinreichen, wie wir an Menschen in beschränkten Verhältnissen auch wirklich wahrnehmen; die

Phantasie begnügt sich aber mit diesen bloss sinnlichen Beziehungen nicht, sie geht über die Gränze der Erscheinungen hinaus, sucht in das Innere, in den Geist und das Wesen der Dinge einzudringen, das Vorhandene sowohl nach seiner innern Lebendigkeit zu ergreifen, als auch in der Beziehung zum Unermesslichen nach seiner ganzen Bedeutsamkeit zu ergründen und zu verstehen. Und wie sie aussen die Dinge durchforscht, und, überall den schaffenden Geist ahnend, wieder schafft und gebiert, so wendet sie sich nach innen zu sich selbst, zur denkenden Seele zurück, und strebt auch hier das Leben mit allen seinen Erscheinungen (Empfindungen, Gedanken, Trieben und Leidenschaften) aufzufassen und darzustellen. So im Besitz der ganzen Natur bleibt sie endlich bei der Wirklichkeit, bei dem, was einst geworden ist, nicht stehen, sondern erhebt sich zu dem Denkbaren und Möglichen, erweitert die Verhältnisse der Kräfte zu einer grössern Wechselwirkung, und schaffet Riesen, Dämonen, Teufel, Engel, Götter, mächtiger als der Mensch selbst, und doch seine Geschöpfe. Ueber das Leben, über die Erde hinaus baut sie sich einen Himmel, wovon ihr die sichtbare Welt nur ein schwaches Abbild ist. Ihre eigene Brust verlässt sie, um

in der Seele einer Gottheit zu wohnen, und mit ihr das Weltall zu überschauen. Wunderbare Kraft, die jetzt das Leben eines Schmetterlings besingt, mit Pflanzen und Thieren menschlich lebt, und dann sich selbst überfliegt, die Sterblichkeit zurück lässt und ein Gott wird!

Indem die Phantasie zwischen der äussern und innern Welt, zwischen der Empfindung des eigenen Geistes und den Gestalten der Dinge schwebt, und beides auf einander bezieht, erkennt sie als zwei Grundelemente der Welt und ihrer eigenen Vorstellung das Daseyn eines Körpers als das Todte, und das Daseyn eines Geistes als das Lebendige, das sie aber im Sinn des Ganzen immer als etwas Verbundenes, immer als etwas Unzertrennliches, wie es auch ist, betrachtet. So stellt die Kunst z. B. nie einen todten Menschen dar, in so fern er todt ist und verwest, sondern in so fern er nur in einem schlummerähnlichen Zustande liegt, und sich in seinem Gesichte noch das vorige Leben und sein Geist ausdrückt; ja, die Alten sollen sogar in Statuen wohl einen Sterbenden, aber nie einen schon völlig entseelten Leichnam abgebildet und dargestellt haben. Es ist also keinem Zweifel unterworfen, dass die Kunst nur das Leben und zwar das geistige, schöne Leben

vor Augen hat. In so fern sie sich aber mehr oder weniger bald nach innen, bald nach aus-
sen wendet, muss sie bald mehr körperlicher,
bald mehr geistiger Art werden, und sich nach
denselben Grundelementen in Körper und Geist,
in Plastik und Musik theilen, zwischen welchen
die Poesie die Mitte hält, weshalb auch diese
sowohl darstellend als lyrisch seyn kann. Wie
dort die sprachlose Natur den körperlosen Klän-
gen, so steht hier das Drama dem Liede gegen-
über, Jenes strebt nach einer bestimmten Ob-
jektivität, nach Gestalt und Charakter, dieses
nach einer blossen Subjektivität, nach dem un-
mittelbaren Ausdrucke des Gemüths. Weil die-
ses nun in seinen Veränderungen keiner Gestalt,
sondern nur verschiedener Stimmungen fähig
ist, so kann auch beim Liede und der ganzen
lyrischen Poesie nicht mehr von Charakter,
sondern nur von Ton und Stimmung die
Rede seyn. — Wie man aber auch die schönen
Künste eintheilen und ihre Haupteigenschaften
benennen mag, so bleibt ihr Zweck überall
derselbe — Darstellung des höchsten, reinsten
Lebens.

**Kann die Lyrik den Charakter des
Menschen ausdrücken?**

An jedem Menschen unterscheiden wir einen vorübergehenden Zustand und eine bleibende Beschaffenheit. Es gibt eine Menge Empfindungen, Launen und Stimmungen, die nach Tagen und Stunden in eines jeden Menschen Brust wechseln, und daher, obgleich in verschiedenen Graden, den gemeinsamen Antheil der ganzen Menschheit ausmachen. Freud' und Leid, Sanftmuth und Heftigkeit, stiller Kummer und lebhaftes Verlangen, und wie die Empfindungen und Stimmungen weiter heissen mögen, wir alle kennen sie, und haben ihre Kraft; sei es auch nur bei ganz geringfügigen Dingen, irgend einmal empfunden, und sind daher im Stande, durch Mitempfindung in den Zustand eines andern überzugehen. Hier hebt daher eine allgemein und unmittelbar verständige Sprache an, die nicht durch Beschreibung und Begriffe

erreicht wird, es ist das Reich der Töne. Der Ton, bald mit Worten, bald mit Bewegung oder auch mit beiden vergesellschaftet, findet seinen unmittelbaren Anklang, und bildet in seiner absichtlichen und regelmässigen Anwendung die Lyrik oder die Kunst, den Gemüthszustand eines Menschen durch Wohlklang und rhythmische Bewegung (Gesang, Musik und Tanz) auszudrücken. Je bestimmter dieser Ausdruck ist, je tiefer er eine Empfindung aus der menschlichen Brust heraus greift, je treuer er eine Stimmung mit allen ihren Beimischungen und Begrenzungen wiedergibt, desto wahrer ist er, desto tiefer und schöner trifft er das Herz. Wie das Farbenspiel unendlich ist, so sind es die Empfindungen in ihren Graden und Abstufungen, so sind es in ihren mannigfachen Verbindungen die Töne. Die Sprache ist arm, Worte sind ohnmächtig dagegen, hier tritt das Unaussprechliche, das Unbeschreibliche hervor. Die Poesie ist daher in ihrem lyrischen Theil nur ein schwacher Anfang der Musik, ein Hinstreben zum unmittelbaren Empfindungserguss, mehr ein Andeuten, ein Betrachten, ein Sagen der Empfindung, als die Empfindung selbst. Die Musik kann deshalb ihren Text, auch den schönsten, nur als eine schwache Angabe dessen

gebrauchen, was eigentlich ausgedrückt werden soll, und sie führt erst in voller Glorie herauf, was bei den Worten im Gemüth zurück blieb. — Daher kann auch der schlechteste Text zur schönsten Musik dienen, wenn er nur irgend einen Gemüthszustand angibt; aber, weit entfernt, dass sie deshalb vom Text abweiche, stellt sie vielmehr denselben erst völlig her. Es kommt hier nicht darauf an, ob z. B. der Erschrockene o Himmel, o Götter! oder ein ander Wort ausruft, denn die Musik soll nicht das ausgesprochene Wort, sondern die Empfindung, mit welcher es ausgesprochen wird, ausdrücken. Daher kann der Musiker auch vor und nach den Worten den Zustand des Sprechenden darstellen, ohne mit den Worten in einer förmlichen Melodie erst parallel zu gehn, und wer fühlt es nicht, wie schön diess Mozart überall gethan hat! — Aber bei aller dieser Vortrefflichkeit, bei aller dieser Tiefe und unendlichen Bestimmtheit fragt sich: kann Gesang und Musik den wirklichen Charakter des Menschen ausdrücken? Hat sie es nicht vielmehr mit einem vorübergehenden Zustande zu thun? Kann ich wissen, wenn ich heute jemanden vergnügt oder traurig antreffe, was das Bleibende bei ihm ist, was für eine bestimmte Einzelheit er unter den

übrigen Menschen ausmacht, welchen persönlichen Werth er behauptet, welchen Rang er einnimmt, worin das Wesentliche bei ihm besteht, das Unterscheidende, das ihn völlig von andern absondert, welches Naturell, welches Temperament, welche Denk- und Handlungsweise er hat? So bald seine Rede in Gesang übergeht, hat er sich auch einer allgemeinen menschlichen Empfindung übergeben, und ich kann wohl hören, in welcher Stimmung, in welchem Gemüthszustand er sich befindet, und zwar jetzt befindet, aber nicht, welche Empfindung oder wohl gar Handlung bei ihm herrschend ist. Wohl kann der allgemeine Stand des Menschen, sein Alter und der Grad seiner Bildung aus seinem Gesange erkannt werden, Hirt, Städter, Greis, Kind u. s. w., aber nicht der Geizige, der Habsüchtige, der Verschwen-der, der Kabalenmacher, der Neidische, der Ausschweifende u. s. w. — Im Gegentheil, je mehr die Menschen in charakteristische Bestimmtheit übergehen, desto mehr entfernen sie sich von den allgemeinen und reinen Empfindungen, und man könnte eine ganze Menge von Charakteren nennen, die nie eine Arie singen. In dem Augenblicke, dass sie es thun, bekommen sie gleich ein allgemeineres Gepräge, einen mildern,

sich der Sympathie anderer anschliessenden Zustand. Eben das ist das Schöne, das Göttliche der allgemeinen Lyrik, dass sie alle Menschen wieder zu einer Empfindung versammelt, und in einem Augenblick wieder alle Herzen gleich macht. Es wird auch keinem einfallen, zu fragen, ob Nun danket alle Gott, für den Geizigen oder für den Verschwender, für den Klugen oder für den Einfältigen, für den Sanguinischen oder für den Cholerischen gesungen und gedichtet sei. — Mit Beibehaltung der Charaktere würde nie ein Chorgesang zu Stande kommen. Tausendfach sind die Lieder der Freude und des Schmerzes, aber sie passen für jedes Menschen Herz und Empfindung.

Das Empfinden ist ein Verweilen, und hindert die Entwicklung des Charakters, daher eine Oper nie ein so völliges, vielseitiges Charakterstück werden kann, als ein Drama. Die kleinste Handlung, eine einzige Miene, eine einzige Bewegung kann oft augenblicklich des Menschen Eigenthümlichkeit deutlicher abbildern, als eine ganze lange Arie. Nur in so fern ein Charakter mit in die Empfindungsweise und in die Empfindung selbst übergehen kann, theilt er dem Gesange eine Bestimmtheit mit, so dass wir etwas vom

Charakter wieder im Gesange, aber bei weitem nicht alles wahrnehmen. Wir sagen also besser: Musik und Gesang muss dem Charakter der Person gemäss seyn, der Bergmann, der Fischer, der Ritter, der Unschuldige, der Naive u. s. w., einer darf nicht singen wie der andere, es muss die Freude und der Schmerz in ihren Liedern nach ihrem Stand, Alter, Geschlecht und Charakter sich modifiziren; aber wir würden uns täuschen, wenn wir darin schon den ganzen Menschen als Person zu erkennen glaubten. Im Gesange des Fischers erkennen wir wohl den Ländlich-unschuldigen, auch wohl den Jungen, den Fröhlichen, aber können wir behaupten, dass wir damit schon seinen wirklichen Charakter erkannt haben; wissen wir seine Gesinnung, seine herrschende Neigung, seine Handlungsweise? Hier bleibt noch vieles übrig, was die Musik uns nicht durch Töne vorzeichnen kann, vieles, dessen Ausdruck gleichwohl unumgänglich nöthig ist, wenn wir uns eine völlige und bestimmte Vorstellung von ihm machen sollen.

Es ist aber nicht zu übersehen, dass die Lyrik in zwei Theile zerfällt, in die allgemeine, reine Lyrik und in die angewandte und bestimmte. Diess gilt so wohl von der Poesie, als

von der Musik. Beide streben, entweder einen Gemüthszustand auszudrücken, der allen Menschen zukommt, Hoffnung, Trauer, Sehnsucht, Liebe u. s. w., oder einen solchen, der schon von bestimmten Personen gedacht wird. Lieder der ersten Art werden von jedermann gesungen, und jedermann findet darin die Empfindungen seines Herzens wieder. Lieder der zweiten Art führen die Bestimmung des Standes oder auch einer gewissen Zeit bei sich, so dass wir uns beim Singen in diese erst versetzen müssen, mögen es nun allgemeine Standeslieder, für Hirten, Fischer u. s. w. seyn; oder bestimmte Arien aus einem bestimmten Geschichtszusammenhange, aus Opern. Von diesen beiden letztern Arten gilt nur jene schwache Anwendung auf den Charakter, von der erstern gar nicht, und alle Beimischung des Speziellen, das nicht von jedem gesungen und mit empfunden werden kann, wird hier fehlerhaft, und strebt der Composition entgegen. — Ein anderes ist wieder innere Bestimmtheit: diese muss natürlich jedes Lied und jeder Gesang haben, denn es soll ja irgend eine Empfindung ausgedrückt werden, und niemand wird tanzen und weinen zugleich. Hier gilt der Ausdruck: das Lied hat Charakter, wieder in einem ganz andern

Sinne, und sagt nur, dass es in sich eine bestimmte Beschaffenheit habe, wie man es von jedem Dinge sagt, das in und mit sich eins ist. Der Begriff der Einheit kommt aber schon ohnehin jedem Kunstprodukte zu, ohne dass wir erst nöthig haben, ihn mit Charakter zu verwechseln. Und hier ist nicht von Charakter haben, sondern von der wirklichen Darstellung eines menschlichen Charakters die Rede, und wir sehen, wie weit hierin Gesang und Musik gegen das Drama, wo der Charakter sich wirklich durch Handlung darstellt, nothgedrungen zurück bleibt.

Die Familie und der Liebling; oder:
das Flötenconcert.

Eine begleitende Phantasie.

Ich trat eben ein, als die Familie in lebhafter Bewegung war, doch hörte ich gleich an den Stimmen, dass etwas Angenehmes, etwas Erfreuliches sie beschäftigen müsste, und dass sie mit gutmüthigem Vertrauen irgend eine Gunst des Glücks erwarteten. Ein Hin- und Hereilen, ein freundliches Anblicken von einem auf den andern, ein Ausrufen, ein Fragen, ein gegenseitiges Trösten und Zureden bezeichnete ihre gleiche Theilnahme an demselben Gegenstande. Wenn ich alles recht verstand, so war vom Lieblinge der Familie, vom einzigen Sohne, die Rede, sie erwarteten ihn zurück, ich sah seinen Eintritt vorbereiten, sie freueten sich seiner Ankunft. Jetzt ist die Stunde, jetzt muss er kommen, jetzt ist es entschieden, welcher Tag für uns! Heute brechen unsere Rosen auf,

heute trägt das Glück seine Krone. Lasset uns ihn ehren, lasset uns ihn werth halten. Sahest du hinaus nach ihm? Wo bleibt er so lange? Ist auch alles gut beendigt? Täuschen wir uns nicht? So scholl es lange hin und wieder. Es kam ein Augenblick des Zweifels, des Nachdenkens, der aber gleich wieder von einzelnen Stimmen unterbrochen wurde. Vier liebliche Schwestern traten um die Mutter und sprachen einmüthig mit gleichem Klang: sei getrost, liebe Mutter, Dein Sohn wird kommen im Kranz der Ehre, er ist unser Bruder, sein Glanz erhebet unser Glück, wir schauen auf ihn, unsere Sonne, sie steigt herauf für uns alle, schmiege Dich an uns und sei getrost. — „Und sei getrost!“ sprach nachmurmelnd eine ernstere Stimme, die von der Grossmutter zu kommen schien. Ruhig sass sie da und faltete die Hände, jeder Rede setzte sie vollendend hinzu: und sei getrost! „Nun so rüstet euch, Mädchen, richtet das Mahl, schaffet zu trinken, schaffet zu essen, bereitet ein Labsal unserm Lieblinge!“ — Und die Töchter liefen von ihr, schnell, schnell, die eine in die Küche, die andere in den Keller, und man hörte noch weit ihre Tritte, bis auf die letzten Stufen hinab. Es entstand eine kleine Pause; Marie, die traute Magd, mit

holdseligem Geschwätz, sprach hindurch mit heiserem Ton, doch aus treuherziger Seele. Aber plötzlich gab der Vater einen Wink, und sagte: da ist er, da kommt er, unser Sohn, er ist da! Und — er ist da! scholl es von Stimme zu Stimme durch das ganze Haus, und alles lief schnell herbei. „Willkommen, da bist Du, erzähle, wie ging Dir's, wie bist Du bestanden? Erzähle, erzähle! Und alle Stimmen schwiegen in einem Nu, still erwartend die kommende Rede. Da erhob sich aus jugendlicher Brust die holdeste lieblichste Stimme, und hell ausrufend sprach sie mit zärtlichem Klang: Mein, mein ist der Kranz, mein! O wie bin ich erfreut, wie bin ich so selig! Arbeit und Mühe war nicht umsonst, nicht umsonst die durchwachte Nacht; geliebte Eltern, nicht umsonst Eure Gaben, liebe Schwestern, Euer Fleiss nicht umsonst. Dieser Kranz lohnt Eure Sorgen, diese Stunde krönet unser Hoffen, mein Glück umgrünet das ganze Haus, O wie dank' ich Euch herzlich, wie lieb' ich Euch innig! Der Sieg ist mein, mein für Euch alle. — Da umringten ihn frohlockend die jubelnden Stimmen, und wiederholten drei-, vierfach seine eigenen Worte: sein ist der Kranz, er lohnt die Sorgen, er krönet die Hoffnung, er

umgrünt das Haus. Unser bist Du, Sohn, Bruder, Sieg für uns Alle! Aber sag' an, wie ist Dir's gelungen, Trauter? sag' an. Und der Liebling erhob auf's neue seine Stimme und alle horchten ihm zu. Er schilderte einen Kampf mit mancherlei Gefahren, die in seinem Munde so lieblich klangen, dass man vor Rosen die Dornen nicht sah. Und so oft ein Hauptschlag geschehen, fielen alle wieder jubelnd ein, und die Grossmutter endigte mit ja, ja! Seine Erzählung hob sich immer lieblicher, bis zur vollkommenen Entscheidung; wo der Beifall des Richters ihm oftmals zurief: „brav, brav! welch ein Jüngling! welche Kraft, welche Klugheit! welche Freude für die Eltern, welch' Vergnügen für uns alle!“ —

Da geschah es, dass alle ihn frohlockend umschlangen, in seine Stimme zugleich die ihrigen mischten, die Grossmutter aufstand, und Marie ihm die Hand reichte. Es schäumte der Wein, die Becher klangen, und alle wie Rosengewinde oder wie Bienen hinter Bienen schwärmten und flogen hinaus in den grünen Garten. Da hatte das Konzert ein Ende. Die Stimmen der Instrumente galten Vater,

Mutter und Geschwister; ihr Liebling war die Flöte. Niemand verkannte ihre Freude; welch Jauchzen und Frohlocken! Wie still horchten sie auf, wenn die Flöte begann! Wie sie den Ankömmling hegten und pflegten! Es musste der Sohn des Hauses, offenbar von allen der Liebling seyn. Mit welcher Zärtlichkeit hingen sie an ihm, mit welcher Theilnahme hörten sie ihm zu! Und eine gute Botschaft war es, die er brachte, warum wären Sie sonst so jubelnd ihm in die Rede gefallen? sie vertraueten, sie verliessen sich auf ihn, von ihm kam alles Heil, alles Glück. Es war ein grosses Familienfest, es war eine allgemeine Freude. Doch, welcher Sieg ihm eigentlich gelungen, lässt sich mit Gewissheit nicht sagen: es schien, dass er von einem Examen zurück kam, dass er den Preis davon getragen, dass er mit Amt und Ehre und Glück ins Haus zurück kehrte. Oder hat er den Feind besiegt, den Gegner im Gericht überwunden, einen Eber erlegt, einen Drachen erschlagen? Gleich viel! Nicht die Grösse des Guts, die Grösse der Freude macht unser Leben, und der Musik steht es zu, rein die Geschichte unserer Seele zu erzählen. Nicht, was uns berührt, sondern die Rührung

und Regung selbst, mit des Herzens
Leiden und Freuden gibt sie nachtö-
nend und erweckend aus der Fülle
des Lebens wieder. O unbeschreibliche
Lust!

Wornach beurtheilt man Gedichte?

[1805.]

Noch zu keiner Zeit ist das Publikum in der Schätzung poetischer Produkte so irre geworden, als jetzt. Es hat so viele Streitigkeiten mit angehört, [dass es sich gar nicht mehr selbst getraut, etwas geradezu für schön zu halten. So wie man sonst in der Ungewissheit den Ausdruck des Lobes vorzog, um sich auf jeden Fall gegen den Vorwurf, als ob man für die Schönheit nicht Sinn und Gefühl genug habe, sicher zu stellen, so denkt man jetzt weit klüger zu erscheinen, wenn man vor der Hand tadelt. Was ist aber die Folge davon? — der Tadel verhindert den Genuss, die Ungewissheit macht unbehaglich, man wendet sich weg, man wird endlich gegen Poesie überhaupt — gleichgültig. Und dennoch fahren die Dichter mit reichlichen Gaben fort, und mancher benutzt gerade die herrschenden Schwächen und Vorur-

theile, um sich bei einem Theile der Leser Lob und Beifall zu verschaffen. Es möchte daher nicht ganz undienlich seyn, die Dichter einmal von Seiten ihrer Leser anzugreifen.

Wir finden viele, die schon dann ein Gedicht für gut halten, wenn ihnen bei Anhörung desselben nichts auffällt, wenn alles so hingeleitet, als ob's aus ihrem Munde geflossen wäre. Sie glauben, ein Gedicht ohne Fehler sei auch schon ein gutes Gedicht. Eben so manche Kritiker; und — man könnte ihnen in ihrem Sinne Recht geben, wenn sie ihr negatives Urtheil nur nicht unvermerkt in ein positives verwandelten, und das äussere Freiseyn von Fehlern zugleich auf die innere Güte des Gedichtes übertrügen. — Man lasse sich doch nicht so wohlfeil abfinden; es soll uns ja das Gedicht nicht bloss nicht beleidigen, sondern es soll uns ganz gewinnen, wohl gar entzücken. Dem innern Gehalte, der Seele des Gedichtes gebe man sich hin, man genieße; noch immer Zeit genug, sich nachher nach der Aussenseite umzusehen, und sich in jedem Theilchen der einzelnen Schönheit bewusst zu werden.

Nicht selten fällt ein Gedicht in die Hände solcher Leser, die es bloss mit dem Ohre lesen, und an einem fliessenden, wohlklingenden Vers

schon ihre volle Lust haben. Sie empfinden nur die Ueberwindung der metrischen Schwierigkeiten, und freuen sich, ihre eigenen Gedanken und Redensarten so hübsch in Reihe und Glied gebracht zu sehen; oder — sie nehmen das Gedicht wie einen musikalischen Tonwechsel, wo von Wort zu Wort, von Reim zu Reim alles so schön klingt, dass sich das Ohr nicht satt daran hören kann. Gut; aber man sollte nur über die Melodie nicht den Text vergessen, und nicht alles, was Gedicht heisst, vor dieser sinnlichen einseitigen Rücksicht vorüber rauschen lassen.

Andere, die die Sache genauer nehmen, bleiben keinesweges beim Klange stehen, sondern sie fragen ganz absonderlich nach dem poetischen Ausdruck, und wehe dem Dichter, dem sie eine prosaische Redensart nachweisen können! Sie bedenken aber nicht, dass etwas sehr poetisch gesagt seyn kann, ohne dass es darum auch poetisch gedacht ist. Diese Verwechselung ist leider so allgemein, dass darauf bei manchem ein Theil der kritischen Grundsätze beruht. Gedichte betrachtet man nemlich als eine Uebersetzung der Prosa in die Poesie, und macht dadurch das Dichten zu einer Schulübung; die den prosaischen Gedanken in

eine poetische Redensart, und diese wieder in einen prosaischen Gedanken zurück verwandelt, und diess Geschäft bis zu solcher Fertigkeit fortsetzt, dass es unbegreiflich seyn müsste, wenn man auf diesem Wege nicht jeden guten Kopf zu einem Dichter machen wollte. Man braucht ja nur Holz in Hain, Weg in Pfad und gehen in wandeln zu übersetzen, und siehe — Liebchen wandelt den einsamen Pfad durch den dunkeln Hain, und das Gedicht wird nett und zierlich. Man liest, man macht sich mit der Sprache der Dichter bekannt, man übt sich, Verse zu machen, und — der Dichter ist fertig. In der That mögen auf diesem Wege viele unserer geübtesten Sänger entstanden seyn. Aber man darf manches Gedicht nur darauf ansehen, und es zergeht von selbst in poetischen Wortkram, in erlernte Wendungen und Fügungen, und allenfalls auch in Gedanken, die, einst schön gesagt, nun wieder, und immer wieder ertönen. Eine solche Zusammensetzung kann freilich oft den besten Kritiker täuschen; indess — lasst uns nur unserm Gefühle vertrauen, und wir werden bei allem äussern Schmuck schon von selbst jene Wärme, jene frische, anziehende Kraft vermissen, die nur originellen Gedichten eigen ist. Und daher

findet auch der Ausdruck: es hat kein Gemüth! so oft Anwendung. Mag auch Einheit im Ganzen herrschen, wir fühlen dennoch, dass es nicht aus einer lebendigen Quelle hervorströmt, dass es kein Produkt eines vollen Herzens ist. — Man kann mit Recht behaupten: jeder Dichter muss originell seyn. Ja, er wird es seyn, ohne es erst zu wollen; denn, es ist fast unmöglich, dass der schöpferische Geist bei verschiedenen Menschen nicht auch in der Gestalt verschieden hervortreten sollte. Alle Ströme fließen zwar einem grossen Meere zu, aber ihre Bäche, ihre Quellen zeigen an Reitz und Anmuth einen unendlichen Wechsel: hier vom Felsen ein schäumender Sturz, dort durchs Thal eine rieselnde Fläche. — Ohne erst jedes Gedicht überhaupt nur als etwas Subjektives zu betrachten, oder auch das Gemüthliche darin mit einer blossen Manier zu verwechseln, werden wir doch in den verschiedensten Werken eines und desselben Dichters immer etwas ihm Eigenes, etwas Originelles antreffen. — Das nachahmende und sammelnde Talent mag sich noch so sehr mit schönen Worten schmücken, man versuche nur, sein Produkt als ein Ganzes in sein Gefühl aufzunehmen, oder man frage nach dem inwohnenden Geiste, der alles

zusammenhält, oder man enthülle Vers für Vers, hauche den Dunst hinweg, und man wird sehen, was man ergreift, oder was übrig bleibt. — Hat aber darin die eigene Phantasie geschaffen, so wird auch Gedanke und Ausdruck so in einander verschmolzen seyn, dass eine Trennung und Absonderung, eine Zurückführung der Poesie auf die Prosa, ohne Verletzung des innern Gehalts, ohne Hinterlassung wesentlicher Schönheiten gar nicht möglich ist.

Das nachahmende Talent erlernt nicht allein die Ausdrücke der Dichter, sondern es entlehnt auch die Gedanken, und diess geht oft so weit, dass von Jahr zu Jahr nur immer gewisse Ideen in Umlauf kommen. Was der Meister sagt, das geht durch das dritte und vierte Glied, es pflanzt sich durch alle Almanache fort.

Ein ganz gewöhnlicher Fehler von Seiten der Leser ist auch, dass man sich in einem Gedichte durch die Grösse des Gegenstandes und durch den Stoff täuschen lässt. Wer gute Gedanken sagt, entgeht leicht der Prüfung, ob er die Gedanken auch gut gesagt habe. Wer Donner und Blitz, Himmel und Gott besingt, dem legt man wegen der grossen Dinge auch gern eine grosse Phantasie bei, indem man dagegen einen andern Dichter, dessen kleines Lied

wie Blumenduft um ein Veilchen schwebt, gern als einen kleinen Dichter betrachtet.

Aber, welchen Irrthümern man bei der Lektüre auch ausgesetzt seyn mag, so wird der Leser doch immer besser thun, wenn er sich dem Genusse und seinem eigenen Gefühle, als der bloss klug seyn wollenden Tadelsucht überlässt. Wer sich mit ganzer Seele für das Schöne interessirt, wird bei seiner Unbefangenheit ausser dem fortgehenden Genusse sicher noch den Gewinn haben, dass er sich selbst zu dem Bessern allmählich hinauf bildet, während der Klügling sich leicht den Genuss verdirbt, und, durch einige halbverstandene Sätze fest gehalten, immer auf seinem beschränkten Standpunkte stehen bleibt.

Seine Thorheit kann nur von dem übertroffen werden, der mit Gleichgültigkeit gegen das Schöne der Kunst überhaupt aller Gelegenheit zu seiner innern Bildung vorübergeht und sich des schönsten Genusses beraubt, dessen nur ein Mensch fähig ist.

Ueber Deklamation.

Man würde sehr irrig seyn, wenn man glaubte, dass alles deklamirt werden könnte, da nicht einmal alles einen eigentlichen Vortrag leidet, indem dieser schon Zuhörer voraussetzt, manches aber in der Kunst Worten und Tönen anvertraut ist, das seiner Bestimmung nach zwar ausgesprochen, aber keinesweges auch Andern vorgetragen und mitgetheilt werden soll. Je nachdem die Empfindung steigt, je nachdem erhebt sich auch die Stimme. Bald spricht oder klagt der Empfindende nur für sich, oder lässt das Geheimste seines Innern in Worten wieder-tönen, nur zu seiner eigenen Lust (wie z. B. im Liede); bald drängt sich das Gefühl in stärkern Tönen hervor, um auch die Aussenwelt zu erreichen und sie mitempfinden zu lassen (wie z. B. in der Ode, auch in der Romanze); bald ist es unmittelbar die Absicht des Sprechens-

den, Andere zu rühren und zu irgend einer Entschliessung zu bewegen (wie in der eigentlichen Rede). So schwebt also der Vortrag zwischen einem innern und einem äussern Zweck, und hat auf der einen Seite das Lied, und auf der andern die Rede zu seiner Begränzung. Die Deklamation aber ist ihrer Natur nach mit einem äussern Zwecke verbunden, und dient zunächst der Redekunst; denn deklamatorisch werden wir immer dasjenige nennen, was sich mit einem Aufwande von Kraft in gewählten, hochtönenden Worten erhebt, und zu andern, entfernten Gegenständen hinspricht, oder (nach der Bedeutung des Wortes selbst) gleichsam hinruft, welches schon voraussetzt, dass jede Rede deklamirt werden solle, nicht aber, dass jedes Gedicht deklamirt werden könne. Ein Gedicht lässt nur dann eine Deklamation zu, wenn es seinem Inhalte und seinem Ausdrucke nach die Theilnahme Anderer nicht ausschliesst. Freilich soll jedes Gedicht nicht bloss schweigend mit den Augen aufgefasst, sondern laut und melodisch gesprochen werden, aber dieses Sprechen kann und soll nicht immer ein Deklamiren seyn. Der Stillleidende, der Geheimerfreute, der Zweifelnde, Reuevolle, sich selbst Geniessende — alle wollen ihre Gedanken

und Empfindungen, ihre Bilder und Vorstellungen nur sich selbst zur Anschauung, zu ihrer eigenen Ergötzung vorschweben, und in den Worten wiedertönen lassen; immer wieder in sich selbst verloren, mögen sie so wenig an eine Aussenwelt denken, dass vielmehr jede Erinnerung daran ihnen zur Unzeit kommen, und jeder fremde Blick den leisen Schleier ihrer Phantasie zerstören würde. — Je nachdem das Gemüth seinem Gegenstande gemäss Stimmung und Lanne ändert, wechselt auch im Ausdruck Ton und musikalische Haltung. Schon der anhebende Gang der Worte verräth in der Poesie den Zustand des Gemüths — die Hingebung wird von selbst in Trochäen (— ∪), der Muth in Jamben (∪ —) sich äussern — und so wie die innere Stimmung und der Wechsel der Empfindungen unendlich mannigfaltig ist, so tönen sie auch in unendlich mannigfaltigen Melodien. Schon der leiseste Vortrag eines Gedichts wird sich einer Melodie nähern, oder vielmehr die (vollendete, musikalische) Melodie wird sich schon in dem leisesten Vortrage, ihren Grundzügen nach, angedeutet vorfinden. Denken wir uns nun aber, dass diese sanften, geräuschlosen Empfindungen in einem grossen Saal, vor einer grossen Ver-

sammlung vorgetragen würden — wie unziemlich würden wir es da nicht finden, das bescheidene Gedicht, das nur bestimmt ist, zu einem stillen Gemüthe zu sprechen, weithin verhallen und gleichsam sich selbst ausrufen zu hören! In der That wird man auch diesen Fehler so leicht nicht begehen, sondern zu einer öffentlichen Deklamation nur immer solche Gedichte auswählen, die den Ausdruck einer starktönenden Empfindung, und so viel als möglich Pathos erfordern. Aber diess bringt wieder einen andern Nachtheil hervor, welcher darin besteht, dass sich das Ohr gewöhnt, Gedichte nur immer so zu hören, und dass Viele nun in den Irrthum gerathen, als müssten alle Gedichte so vorgetragen werden. Der lernende Zögling besonders, dem nun einmal dieser deklamatorische Ton vorschwebt, wird künftig nicht umhin können, alles, was ihm von Poesie vorkommt, zu deklamiren und deklamatorisch aufzufassen. Mit der Erwartung eines schönen Wortgepräges wird er an alles gehn, was Vers heisst, und geneigt seyn, mit dem Tone, den er hinzu bringt, auch den innern Werth der Poesie auszumessen. Auf diese Weise geräth er in Versuchung, den wilden Ausdruck der Leidenschaft, das Geschrei der

Empfindung, das Blendende des sinnlichen Reizes, das Tönende und Rauschende nebst allem, was sonst den rhetorischen Schmuck ausmacht, dem Sanften, Einfachen, sich selbst Ueberlassen und Würdevollen vorzuziehen, und die wahre Schönheit zu verkennen, die bei aller Kraft nichts von einem äussern Zwecke weiss, und bei allem Ausdrücke immer wieder in sich selbst, in ihre eigene innere Harmonie zurück kehrt. — Warum will man nicht jedes für sich sprechen, und jede Empfindung ruhig aus seinem eigenen Herzen hervorgehen lassen, zwanglos und rein, einfach und natürlich, mit leiser Stimme, wenn es der Inhalt will, mit ruhigem Ton, wenn es der Charakter erfordert? Nicht in Saal und Versammlung, nur hörbar Zweien oder Dreien, wird manches gerade am richtigsten und am schönsten gesprochen werden. Will man also den Geschmack junger Leute nicht einseitig bilden, so fange man damit an, dass man sie ganz verschiedene Gedankenverbindungen, Gedichte von ganz verschiedenem Charakter ohne Anstrengung, ohne Anmassung, ganz sich selbst gelassen — zu sagen und zu sprechen veranlasst, und man wird sehen, dass sich die natürliche Melodie der Rede von selbst findet. Die Natur, die man sich

ruhig selbst entwickeln lässt, wird immer wahr seyn, wie in Worten, so in Handlungen; zu einem Ganzen harmonisch gebildet, wird sie von keiner Lüge, von keiner Falschheit wissen. Aber mit Gebrauch und Sitte, ja sogar mit einem bestimmten Ton, kommt man der Jugend entgegen, und verlangt, dass sie diesen annehmen und erlernen soll, um nachher damit wieder alles nur trüglich schimücken und behängen zu können! Norm gibt Flachheit, allgemeine Uebereinstimmung Charakterlosigkeit. Will man ihnen fremde Worte in den Mund legen, so frage man sie selbst, wie sie solche sprechen würden, wenn es ihre eigenen wären; von Pathos halte man sie fern, und lasse sie natürlich seyn in einfach natürlicher Rede; man lasse sie sprechen, nicht als ob es Andere hörten, sondern als ob sie für sich selbst ihre eigenen Gedanken sagten, und ihr Sinn und ihr Gefühl wird von selbst dem Gedanken der Rede begegnen; dieses Anschmiegen ihres eigenen Gefühls aber wird ihnen in der Folge — ihrer Unverdorbenheit gemäss — so zum natürlichen Bedürfnisse werden, dass es ihnen nun unmöglich seyn wird, irgend etwas anders zu lesen und zu sprechen, als sie es selbst empfinden, und, indem sie einer lügenhaften Deklamation entgehen, werden

sie sich zugleich gegen eine gewisse Einseitigkeit in der Kunst, gegen pedantische Ungelenkigkeit und gegen die blosse Manier sicherstellen.

Auch der Schauspieler lässt sich nicht selten den Fehler, seine Empfindung deklamatorisch anzupreisen, zu schulden kommen, und oft ist gerade der (wirkliche oder vorgebliche) Enthusiasmus für allgemeine Wahrheitssätze ihm hinderlich, in seiner bestimmten Erscheinung wahr zu seyn. Auch er kann nur die Absicht der Kunst erreichen, wenn er sich der Gedanken an Reitz, Rührung und Beifall selbst begibt, und, unbekümmert um einen äussern Zweck, nur so aus sich heraus spricht, als er den vorgezeichneten Charakter nach den Merkmalen innerer Uebereinstimmung zu denken und zu empfinden im Stande ist. So wie die Kunst selbst nicht ermahnend und anpreisend in allgemeinen Sätzen hervortreten, sondern nur durch die Darstellung des Einzelnen das Ganze (die Welt und das Leben) zur innern Anschauung bringen soll, so kann auch derjenige, der es mit einer bestimmten Einzelinheit zu thun hat, nur dann, zur Förderung des Ganzen, wahr und natürlich erscheinen, wenn er, nachempfindend dem allgemeinen menschlichen Her-

zen, aus dem Innersten des Individuums gerade das Eigenthümlichste hervorhebt, und die kräftigsten Züge in einer gediegenen Darstellung zu einem besondern, selbstständigen Wesen vereinigt. — Möchten doch auch die Charaktere im Leben so aus sich selbst hervorgehn, und auch die erhabenste Tugend sich mit der Eigenthümlichkeit eines jeden immer so vermählen, dass jeder, selbstständig und wahr, sich als ein herrliches Ganze darstellte!

Nachschrift. Will man aber unter Deklamation jede Art des Vortrags verstehen, so muss man besonders folgende Gradationen und Modifikationen wohl unterscheiden.

Je nachdem das Gedachte oder Empfundene, dem Affekte und der innern Lebhaftigkeit gemäss, mehr oder weniger äusserlich und sinnlich hervortritt, und sich selbst seiner Natur nach zu einer schwächern oder stärkern Mittheilung und Darstellung bestimmt, entstehen für den Vortrag vornehmlich drei Abstufungen, die von der Ruhe des Verstandes bis zur heftigsten Bewegung der Leidenschaft fortschreiten — das Recitiren, Deklamiren und Agiren.

Diess bestimmt zunächst der **Antheil**, den der Redende an der Sache nimmt, oder sein **Verhältniss** zu derselben, und solches hängt wieder von dem **Inhalte** des Vortrags ab, wo denn nach Massgabe des Interesses der Ausdruck in Ton und Stimme, in Mienen und Gebärden verstärkt und erhoben, oder gesenkt und gemildert wird. Nun aber spricht der Redende entweder in seinem eigenen Namen, oder in dem Namen eines Andern, und sein Vortrag wird dadurch entweder unmittelbar darstellend (deklamirend — agirend), oder bloss referirend (vorlesend — recitirend).

Beim Referiren, wo die gegenwärtig sprechende Person noch von einer andern abwesenden unterschieden wird, darf im Vortrage der Wille, die Stimmung und der Affekt des Andern — bald mehr bald weniger — nur durchschimmern und nur in Bezeichnungen, in nachahmenden Andeutungen zur Anschauung und Erkenntniss gebracht werden. Da alles, was wir redend dabei thun, zugleich unsern eigenen Antheil daran verräth, so modificirt sich auch darnach das Referiren, das sich im

geringsten Grade ganz in Neutralität verliert. Diese Neutralität tritt bei ganz trocknen geschichtlichen Sachen ein, bei deren Mittheilung wir keine andere Absicht haben, als sie dem Wissen oder dem Gedächtnisse eines Andern anzuvertrauen. Hier ist Eintönigkeit im Vortrage keinesweges Fehler, sondern sogar Regel, denn sie repräsentirt den völlig neutralen Zustand und die gänzliche Affektlosigkeit des Sprechenden. Dergleichen geschieht beim Vorlesen einer politischen Zeitung und besonders beim Ablesen eines Registers. Beim Vorlesen eines Mandats findet schon mehr Erhebung der Stimme, Charakterbezeichnung und persönliche Vertretung statt. Immer mehr steigt die Abwechselung in Ton und Stimme, wenn wir zur wissenschaftlichen Vorschrift und Regel — zur Abhandlung — zur Demonstration fortschreiten. Bis hieher herrscht die grammatische Deklamation oder die Deklamation des Verstandes, wo nur der Unterschied von Worten und Begriffen einen Unterschied in der Stimme hervorbringt. Allmählich mischt sich die reine Verständigkeit auch mit einem Antheile des Gefühls.

Diess geschieht zunächst beim Vorlesen einer Erzählung, wo der Zustand, die Empfindung und Stimmung eines Andern schon so viel Einfluss auf unsere Theilnahme erhält, dass wir, obgleich blosse Referenten, den Ton unserer Stimme darnach modificiren, ohne jedoch ganz in den Zustand des Andern überzugehen. Diesem letztern Grade nähern wir uns schon mehr, wenn wir den Andern selbst redend einführen, vorzüglich, wenn wir Dialoge, noch mehr aber, wenn wir wirkliche Dramen lesen. Aber es bleibt immer noch ein Referiren, wir sind die Personen nicht selbst, wir deuten sie nur an. Mit dem Buche in der Hand, können wir uns nicht anmassen, die Zuhörer so täuschen zu wollen, dass sie uns wirklich für die redenden und handelnden Personen selbst halten sollen. Wir dürfen und müssen zwar den Ton der Stimme nach Verhältniss des Inhalts, des Affekts und des Charakters modificiren, aber nicht so verändern, dass wir aufhören, Vorleser zu seyn. So wie es lächerlich klingen würde, hier durch Bass und Diskant die Sprache von Männern und Weibern wiedergeben zu wollen, so würde jede gänzliche Verwand-

lung anderer Art, die unsere Person und unsere Gegenwart vernichtete, den Zustand, worin wir uns befinden, unschicklich und unpassend überschreiten. So lange wir vorlesen, und bloss gehört werden, wollen wir offenbar nur eine innere Vorstellung von einem entfernten Gegenstande bewirken, und deshalb muss alle Beziehung auf die Gegenwart dabei störend seyn. Ja störend scheint es schon für die Phantasie, die sich den Gegenstand doch als abwesend denkt, wenn mehrere Personen sich vorlesend in ein Drama theilen, weil sie die Handlung durch die zu deutlichen Zeichen der sichtlichen Mehrheit halb in die Gegenwart hinüber ziehen, und doch für die Täuschung halb in der Entfernung lassen. Das Bild von einer abwesenden Handlung wird gewiss passender in der Proportion desselben Mittels, in der Modifikation einer und derselben Stimme, auf demselben Grund und Boden, in derselben Farbengebung gebildet *). Unser Antheil und die Aneignung

*) Vielleicht findet diess auch Anwendung auf die Ouvertüre zum Wilhelm Tell, wo durch das Heerdengeläute, das vom Theater her dazwi-

der Sache nimmt zu, wenn wir das Buch aus der Hand legen und etwas frei sitzend mittheilen. Ein mächtiger Vorschrift zur Darstellung selbst aber geschieht durch wirkliches Hintreten, wo wir nicht bloss die Aufmerksamkeit, sondern auch das Auge des Zuhörers auf uns ziehen. Hier, wo wir schon Zuschauer vor uns haben, würde es unnatürlich seyn, den Personen, deren Worte wir gebrauchen, nicht auch Bewegung der Hand und Miene und Gebährde zu leihen. Doch müssen wir dabei immer noch uns selbst fragen, ob wir nur andeudend, selbst körperlich, eine Relation, einen Wiederschein von einer andern Person geben, oder diese andere Person in dem Augenblick ganz und gar selbst seyn wollen. Hier treffen die drei Abstufungen der Deklamation — Recitiren, Deklamiren und Agiren — auf den Scheidepunkt zusammen,

schen tritt, das Bild, die Andeutung der Musik, plötzlich zur Wirklichkeit seine Zuflucht nimmt, und obgleich nicht materiell die Einheit der Empfindung, doch formell das Verhältniss der Mittel, die Vorstellungsart, stört.

und es kommt hier mit Voraussetzung der grammatischen Deklamation, die allen zum Grunde liegt, bald der rednerische, bald der lyrische, bald der dramatische Vortrag, mehr oder weniger, entweder gemischt, oder allein zum Vorschein.

Wer eine wirkliche Rede hält und die Zuhörer irgend wozu bewegen will, bedient sich im eigentlichsten Sinne des rednerischen Vortrags oder der Deklamation, dem er aber gelegentlich auch die andern Arten des Vortrags, ausgenommen die dramatische, als dienend beimischt. Bald demonstriert er, und stützt sich mit Distinktionen und rhetorischen Accenten auf den grammatischen oder philosophisch-beweisenden Vortrag (Richtung an den Verstand), bald erhebt er sich ganz rednerisch zu mahlerischen Schilderungen und pathetischen Darstellungen (Richtung an die Phantasie), bald sucht er zu rühren und gibt mit Stimme, Ton und Gebärde seiner Rede eine lyrische Stimmung (Richtung ans Gefühl). Es ist ihm erlaubt, zur Erreichung seiner Absicht, alle Mittel, die auf Verstand, Phantasie und Gefühl wirken können, nicht bloss zum Zwecke der Schönheit, wie in der Poesie,

(damit seine Rede nur Wohlgefallen erwecke), sondern auch so anzuwenden, dass sie selbst sinnlich-aufregend, sympathetisch und pathologisch den Willen der Zuhörer bestimmen. Er ist ganz und gar Redner, und die fremde Angelegenheit ist seine eigene. Als ein solcher darf er aber auch nicht seine Person mit einer andern dramatisch vertauschen, und, indem er z. B. einen Leidenden redend einführt, dieser Leidende selbst seyn wollen — kurz, er darf nicht förmlich agiren, er muss sich — als seiner Würde widerstreitend — alles theatralischen Wesens enthalten. Im Verhältniss zur dritten Person, deren Zustand er auch durch sinnliche Kennzeichen an den Tag legen will, bleibt er wieder bloss referirend und gibt an sich selbst von derselben nur den Wiederschein.

Alle Bewegungen eines gegenwärtig Handelnden kann ein Deklamator sich nur dann erlauben, wenn er sich anmasst, nicht bloss zu deklamiren, sondern förmlich zu agiren, so dass er seine eigene Person gänzlich verläugnet, und durch Stellung, Bewegung, durch Hin- und Herschreiten u. s. w. die erdichtete Person so vor uns hin-

zaubert, dass wir auch ohne die erforderliche Kleidung und Umgebung sie selbst zu sehen glauben. Geschieht diess nicht — und es ist zur eigentlichen Deklamation nicht nöthig — so ist der Vortrag und die (andeutende) Darstellung wieder nur referierend oder eine Idee und Vorstellung, ein Bild erweckend. Der Deklamator muss hier gleich sich selbst seine Grenzen bestimmen, und nicht abwechselnd jetzt bloss deklamiren, und dann auf einmal wieder agiren wollen. Hat er sich zu dem erstern entschlossen, so muss er in den Bewegungen der Hände, im Mienen- und Gebärden-spiel, ja selbst in der Anstrengung und Veränderung der Stimme gemässiger seyn und immer bedenken, dass wir in ihm nicht die fremde Person, sondern den Deklamator vor uns sehen. Uebrigens bringt es schon der Umfang des Dramatischen mit sich, dass alle Arten des Vortrags, der grammatisch-philosophische, der erzählende, der lyrische, ja selbst der völlig rednerische, wenn er nicht die Grenzen des Spiels überschreitet, darin vorkommen können.

Erzählungen, stehend und nur mit geringen Bewegungen der Hände vorgetra-

gen, werden im eigentlichen Sinne nur recitirt, d. h. sprechend wiedergegeben. Gedichte aber, lyrische sowohl als lyrisch-epische (Romanzen), werden zum Theil recitirt, zum Theil deklamirt, je nachdem eins derselben von der Beschaffenheit ist, dass die Empfindung, der Affect darin steigt, sich mit einem höhern Schwunge, mit Pathos an die Rede anschliesst und Theilnahme suchend mit grösserer Kraft hervorbricht. Zum letztern passt besonders das höhere Lied, die Ode (die der Rede am nächsten kommt), Gedichte von starkem Gefühlsausdruck und vorherrschender Sentimentalität, erhabene Schilderungen, die bezeichnende Andeutungen zulassen und dramatische Beschreibungen und indirekte Darstellungen, die (in den Grenzen der Andeutung) schon Mimik erfordern. Bei Gedichten dieses Inhalts kann man sich immer Personen hinzudenken, und sollten es auch Nymphen, Oreaden und Götter seyn, die den Ausbruch der Empfindung hören dürfen, oder hören sollen. Das einfache Lied aber, und jeder sanftere lyrische Erguss, der, entfernt von aller Rede, auf sich selbst

zurück geht, und melodisch zur Musik hinüber strebt, kann nur recitirt, im Wohllaut der Sprache als ein Echo der innern Empfindung wiedergegeben werden. Hier hält sich der Ton der Stimme in engeren Grenzen, und tritt auf keine Weise aus sich selbst heraus, weder durch Stärke und Anstrengung, noch durch grosse Abwechslung und Mannigfaltigkeit im Ausdruck. So wie die Deklamation, nach aussen gehend, den entfernten Gegenstand in seiner mannigfaltigen Erscheinung mehr oder weniger zu versichtbaren strebt, so begrenzt sich die Recitation des Liedes nach innen zu, indem sie für eine Empfindung den herrschenden Ton nachzubilden sucht und redend schon die Melodie andeutet, in welche sie sich gern gefangen geben möchte. Diese entfernte Nachahmung oder Andeutung einer Melodie unterscheidet den lyrischen Vortrag von jeder andern Art. Mit Recht werden auch die einfachen Lieder, die lieber gesungen als gesprochen seyn wollen, von den Deklamatoren, die vor einer grossen Versammlung stehen, vermieden. Aber auch andere lyrische Gedichte, die sich mit mehr äusserer Man-

nigfaltigkeit über das einfache Lied erheben, verlangen im Vortrage ihren lyrischen Antheil, und diese Forderung wird von den Deklamatoren gar häufig nicht erfüllt.

Drei Fehler sind es vornehmlich, die sie dabei begehen. Entweder tragen sie das Gedicht, besonders das lyrisch-epische (die Romanze), als eine blosser Erzählung vor, mit einer nüchternen Stimme, ohne den melodischen Ton, der sich über das Ganze verbreiten sollte (Deklamation für den Verstand); oder sie zerreißen das Ganze durch Hervorhebung einzelner Theile, wodurch die angestimmte Melodie und damit die lyrische Einheit des Gedichts zerstört wird. (Dieses letztere aber geschieht entweder dadurch, dass, statt die Stimme in einem gewissen Ebenmasse und nur in melodischen Schwingungen über einen ganzen Vers fortönen zu lassen, sie einzelne Worte mit einem grammatischen Accente so stark bezeichnen, als wenn es eine Demonstration seyn sollte, oder als ob es hier auf den Unterschied einzelner Begriffe ankäme — wieder Deklamation für den Verstand — oder sie zerstückeln das Ganze durch eine grosse Mannigfaltigkeit in der

Abwechselung der Stimme, indem sie bald rhetorisch das Eine zu hoch, das Andere zu tief ertönen lassen — rednerischer Vortrag — bald den darin angedeuteten Zustand eines Dritten zu sehr mimisch heraus reissen und an ihrer eigenen Person darstellen — dramatischer Vortrag —.) Oder endlich sie überschreien das ganze Gedicht, und pressen mehr Empfindung heraus, als wirklich darin ist: sie machen das lyrische Gedicht ganz und gar zu einer klagenden, um Hülfe rufenden, jammernden Rede, die, über alle Melodie, über alles Ebenmass von Schönheit hinaus, physisch und pathologisch nur recht stark erschüttern, bewegen und rühren soll. Durch solche Mittel erreicht der gewöhnliche Deklamator freilich am ersten seinen Zweck, weil er mit dem grössern Eindruck auch des grössern Beifalls gewisser seyn kann; aber welchen nachtheiligen Einfluss diess auf die Kunst und auf die richtige Ansicht derselben haben müsse, liegt am Tage.

Ueberhaupt gehört zu einem vollkommenen Deklamator, der alles seiner Beschaffenheit gemäss vortragen soll, nicht mehr und nicht weniger als Universalität des

Gemüths, ein gänzlich Inwohnen in der Kunst und ein Verbreiten nach allen Regionen derselben. Welche Empfänglichkeit der Seele, welche Biagsamkeit der Empfindung, welche Mannigfaltigkeit in den Stimmungen, welches ein Reichthum von innerer Erfahrung, ja welches Studium gehört nicht dazu! Und alles diess führt doch nur erst zu einer richtigen Deklamation; zu einer schönen muss auch die Natur äusserlich den Deklamator mit Gestalt und Stimme auf das anmuthigste ausgestattet haben, deren rechte Anwendung wieder nicht ohne grosses Studium und Uebung möglich ist. Die meisten können, von ihrer Individualität beschränkt, nur diese oder eine andere Art von Gedichten ausschliesslich gut deklamiren, und noch ein Glück, wenn sie dabei bleiben!

Ueber den Ton und Inhalt der Romanze.

Es geschieht nicht selten, dass man über hohen Ideen und Betrachtungen, die man über ein Gedicht oder eine Dichtungsart anstellt, den Grund und Boden und die ersten Elemente ihres Ursprungs vergisst, und bei einem Produkte schon von oben hinein philosophirt, ehe man es noch von unten angeschaut hat. Wo der gesunde Sinn oft schon hinreichend wäre, ein Kunstwerk für das zu erkennen, was es wirklich ist, betrügt man sich mit hohen Spekulationen, und umspinnt es mit einem Nebelflor, der die Erscheinung den Augen entrückt, und der Einbildung erleichtert, das zu sehen, was man zu sehen wünscht. So ist man auch mit der Romanze verfahren: man hat so lange von ihrer geheimnissvollen Tiefe, von ihrem Halbdunkel, von ihrer halb lyrischen, halb epischen Form,

von ihrer ausdrucksvollen Kürze, von ihrem schauerlich trauernden Ton u. s. w. gesprochen, bis man über alle diese geistigen Eigenschaften und Schönheiten das, was der Romanze von Hause aus erst eine Existenz geben muss, nämlich den interessanten Inhalt, ganz aus den Gedanken verloren hat. Man vergisst, dass darin etwas erzählt werden solle, dass der Erzählung werth sei, und entschlägt sich so der Mühe, erst etwas Sinnreiches oder Merkwürdiges zu erfinden, das unser Gemüth wirklich mit Theilnahme erfüllt, das von einem räthselhaften Anfang bis zu einem dunkel geahneten Ende innerlich fortschreitet, und kein bloss historisch Hingesagtes, keine blosse Aufzählung, sondern ein organisch gebildetes Ganze ausmacht. Bei vielen ist es schon ein schlimmes Zeichen, wenn sie gleich damit anfangen, zur Ueberschrift *Romanze* hinzusetzen, nicht bloss desshalb, weil sie dadurch das Bedürfniss einer Anzeige zu erkennen geben, wofür man das Gedicht halten solle, sondern auch, weil sie damit die geheime Absicht verbinden, die Aufmerksamkeit von dem mangelhaften Stoff und Inhalte des Gedichts auf den Ton und die äussere Bekleidung hinzuleiten, die oft nur ein sinnliches Blendwerk ist. Dem gemäss findet

man auch gewöhnlich Zweierlei sehr wohl beobachtet, erstens ein gewisses mystisches, auch wohl allegorisches Halbdunkel, das sie nicht selten durch einen bloss hineingelegten allgemeinen Gedanken, oder auch durch Undeutlichkeit und Kürze des Ausdrucks zu erzwingen meinen, und zweitens einen gewissen trauernden oder klagenden Ton, der dem Hörer eine romantische Stimmung geben, und seine unmittelbare Theilnahme erwecken soll. Der Inhalt aber ist oft weiter nichts, als eine plötzliche Erscheinung aus den Wolken, aus dem Meere oder geradezu in das Zimmer hinein mit einer schönen Sentenz, die weder mit den Wolken, noch mit dem Meere, noch mit der Stubenschwelle etwas gemein hat, oder — welcher Fall noch weit häufiger eintritt — es ist statt einer Geschichte eine blosse Situation, worin sich eine unglückliche Person befindet, indem sie z. B. klagt, dass ihr Geliebter fortgegangen sei und nicht wieder komme, und sie hat noch von der Gnade des Dichters zu sagen, wenn es zuletzt heisst: so sprach sie, da kam er, und sank in ihre Arme, wo denn doch wenigstens etwas geschieht. Kurz, auf den Ton der Romanze ist man immer sehr bedacht, aber nicht so auf den Inhalt, auf die Geschichte. Wie

weit besser und natürlicher scheint es, den jedesmaligen Einfall, den erfundenen Stoff sich aus sich selbst entwickeln, wie ein organisches Wesen sich fortbilden und das werden zu lassen, was es seiner ursprünglichen Beschaffenheit nach werden kann und soll, wobei doch irgend etwas hervorgehen wird, das in seinem harmonischen Ganzen eine gültige Existenz hat, gleich viel, ob das Ding nun Rose oder Lilie heisse. Von der Erfindung, von dem Inhalt der Geschichte hängt es ursprünglich und zunächst ab, in welchem Tone sie müsse erzählt werden, und man thut Unrecht, wenn man bloss deshalb, um die Ueberschrift Romanze herauszubringen, etwas in das Schauerliche, in das Tiefsinnige, in das Geheimnissvolle, in das Ueberraschende zieht, das seiner Natur nach von diesem allen weit entfernt liegt. Man lasse lieber die Sache für sich sprechen, gleich viel, ob sie nun den Namen einer Romanze, einer Ballade, einer poetischen Erzählung, oder keins von allen den Titeln und Grundtypen bekommt, wornach die Grammatiker die vorhandenen Gedichte mühselig klassifizirt haben. Als der liebe Gott die Welt schuf, hat er sich bei den Thieren nicht erst nach dem Buffon, und bei den Pflanzen nicht erst nach dem Linné umgesehen.

Aus den verschiedenen Beschaffenheiten der Dinge gehen auch von selbst ihre Ordnungen hervor, aber keine Eintheilung und kein System ist im Stande, sie in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit mit bestimmten Klassifikationen zu erschöpfen. Wie die Haupttöne und Hauptfarben noch viele unnennbare andere Töne und Farben zwischen sich tragen (die man um der Ohnmacht der menschlichen Fassungskraft willen doch nicht wegläugnen und wegschaffen kann), so bezeichnen alle Eintheilungen in der Poesie nur die Hauptstufen, auf welchen der menschliche Geist hinschreitend vorzüglich verweilt. Nicht erst durch die Beziehung auf andere Dinge, nein, durch die eigene innere Beschaffenheit und den organischen Zusammenhang erhält jedes Wesen seine Existenz, seine Schönheit und seine Wahrheit. — Je nachdem nun bei der Romanze die Geschichte, die der Phantasie vorschwebt, gewisse Personen, gewisse Zeitalter, gewisse Umgebungen u. s. w. betrifft, je nachdem wird auch der Ton der Erzählung ausfallen, und ist der Inhalt nur romantisch, so wird sicher auch eine Romanze hervorgehen, sie mag sich in Farben spiegeln, in welchen sie will. Und sollten andere ihr diesen Namen streitig machen, — was ist daran

gelegen, wenn das Gedicht auch so nur etwas für sich Bestehendes ausmacht, wenn die erzählte Geschichte selbst nur poetischen Werth hat, und so erzählt ist, dass Inhalt und Form für einander passen und sich auf das Innigste durchdringen. Das ist es, was des Dinges Wesenheit begründet und ihm unabhängige Gültigkeit gibt.

Ueber Gegensätze in poetischen Naturen.

Jede Dichtungsart bezieht sich zunächst auf eine bestimmte Gemüthsbeschaffenheit, nach welcher der Dichter die Dinge um sich her gern so und nicht anders auffasst, und sich gern in diese oder jene Empfindungsweise versetzt. Wenn nur eine Stimmung oder Anschauungsart durch alle poetischen Naturen herrschte, würden wir vielleicht auch nur eine Dichtungsart kennen. (Von der blossen Manier ist hier nicht die Rede.) Die Phantasie mag noch so frei hinausstreben, und dem Einflusse einer subjektiv-speziellen Empfindung zu entgehen suchen, die allgemeine Subjektivität, die allem, was sie auffasst, Ton und Farbe gibt, folgt ihr doch überall. Shakespeare selbst mag sich verwandeln, wie er will, wer ihn einmal recht erkennt

hat, erkennt ihn überall wieder. Dabei ist aber das Mass der verliehenen Schöpfungskraft sehr verschieden, und je allseitiger die Natur und die Fähigkeit ist, Empfindungen und Stimmungen in sich aufzunehmen, oder sich in die Ansichten Anderer zu versetzen, desto grösser ist auch die Annäherung zur Universalität, die alles zu durchdringen, alles aufzufassen, alles darzustellen strebt. Diese findet sich indess so selten, dass es fast zur Gewohnheit geworden ist, Dichter gleich mit einem Beinamen, bald Odendichter, bald Elegiendichter, bald Idyllendichter zu nennen. Interessant ist es nun, zu sehen, welche Dichtungsarten sich am liebsten bei einem Dichter vereinigen, und dadurch zugleich seine Gemüthsbeschaffenheit zu erkennen geben. — So wie sich oft von einer Dichtungsart auf das Daseyn einer andern schliessen lässt, so kann man auch oft bei der einen voraussagen, dass die andere nicht vorhanden seyn werde. Wenn der Romanzendichter gern das Zufällige belebt, das Natürliche beseelt, und aus der Dunkelheit hervor eine geheimnissvolle Handlung webt, so lässt sich voraussehn, dass er auch in die Betrachtung der Liebe, als des grössten Geheimnisses, sich gern verlieren, und ihre Macht, ihr Glück und ihre Launen gern be-

singen werde. Bürger kann hier zum Beispiele dienen. — Ein Anderer, dessen überströmende Geisteskraft sich gern über die Dinge erhebt, und das Einzelne beständig auf das Ganze, auf das Höchste, ja auf die Gottheit selbst bezieht, der Odendichter, der gleichsam auf einem Felsengebirge steht und mit seinen Blicken auf die Gegend hinschweift, wird nicht leicht ein Komiker werden, d. h. ein solcher, der ruhig und heiter in sich selbst das Spiel der Erscheinungen, die im leichten Kampfe mit einander immer Triumphe feiern ohne Sieg, vor seinem harmonisch geschlossenen Gemüthe vorübergehen lässt. Man denke an Klopstock oder an Schiller. Der Komiker und der heitere Satyriker, der nicht gern die Dinge an sich kommen lässt, sondern sie ihrem eigenen Spott und dem Gelächter der Zuschauer preis gibt, mag dagegen wohl, wenn er sich einmal von ihnen weg und zu sich selbst zurück wendet, auch gern sein unberührt, rein erhaltenes kindliches Gemüth reden lassen, und wir werden überrascht, ihn jetzt auf einmal unter Hirten, unter Blumen, unter Kindern, unter glücklich Liebenden zu sehn. Diess fällt uns anfangs auf, vielleicht, weil wir ihm Schadenfreude und

stolze Verachtung Anderer Schuld gaben; aber es folgt aus seinem Gemüthe eben so natürlich, als Licht aus Schatten, und Schatten aus Licht. Oft werden wir auf der andern Seite von dem Idyllendichter überrascht, wenn wir ihn auf einmal als einen Satyriker sprechen hören, und doch hat er sich nicht verändert, sondern nur sein eigenes Licht zurück gestellt, um die äussern Erscheinungen mit desto schärfern Umrissen vorübergehn zu lassen. Wer hätte es Gessnern wohl zugetraut, dass er im Leben und Umgang spottend und sarkastisch seyn könnte? Und doch war es so. — Wer Tieks Blumenlieder liest, sollte der wohl einen Satyriker (im höhern Sinne) in ihm vermuthen? Und doch ist er es. Wer hätte bei Mahlmanns kindlich-gemüthlichen Liedern wohl an einen Herodes vor Bethlehem gedacht! Wer an Tiedgen den Charakter einer weiblichen Zartheit und Unschuld nicht erkennt, sollte der wohl daraus auf seine Satyren schliessen? — Auch bei Jean Paul, Falk, Haug und Andern werden diese Gegensätze bald stärker, bald schwächer sichtbar.

So begleitet die Subjektivität des Dichters sein Produkt, aus seinen Schöpfungen wird

sein Geist erkannt, und da, wo sich alle Dichtungsarten vereinen, vollenden sie zuletzt mit wechselnden Zügen das Bild eines universellen Dichters.

Der Verkäufer deutscher Poesie.

Treten Sie herein, mein Herr. Wornach sehen Sie sich um? — Deutsche Poesie verlangen Sie? O Sie finden hier von allen möglichen Sorten. Rechts und links, wohin Sie greifen, lauter deutsche Poesie. Aber von welcher Beschaffenheit? wenn ich bitten darf. Wollen Sie etwas im schlichten moralischen Ton? etwas in der süßen, artigen Idyllenmanier? etwas Hohes voll Sturm und Drang? oder etwas Schmelzendes aus der empfindsamen Periode? Oder wünschen Sie vielleicht recht weit zurück, etwas von Ritterpoesie, etwas Minnelieder, oder etwas Heldengedichte? Sie finden hier alles, sowohl echt, als auch nachgeahmt, und mit einem modernen Zuschnitt. Oder sind der Herr vielleicht ein Liebhaber von der neuesten Poesie, von der mystischen, religiösen, entweder einfach im Styl der Kirche, oder mit etwas Philosophie ver-

mischt, in einfältigen Liedern, oder in künstlichen Sonnetten? Ich kann Ihnen mit allem dienen, Sie dürfen nur befehlen. Oder wollen Sie vielleicht lieber von der beliebten Volkspoesie, echt oder nachgeahmt mit frischen Zuthaten? Ich habe von beiden, einzeln und auch wieder in ganzen Sammlungen, auf geringem Papier, gedruckt in diesem Jahre, und auch auf Schweizerpapier, mit Noten, mit Abhandlungen, mit Musik und mit Kupferstichen. Doch Sie wenden sich vielleicht zu der hohen, reflektirenden Poesie, zu der gefühlvollen mit etwas Anstrengung. Oder wollen Sie Produkte von unsern Naturdichtern, etwas Echtes vom Klempnermeister Gröbel in Nürnberg, etwas Feineres von unserm Besenbinder Hiller aus Cöthen? Beliebt Ihnen dergleichen im Wiener Dialekt, im Geschmack des Casperl, oder verlangen Sie etwas Ländliches im allemannischen Dialekt? Oder brauchen Sie vielleicht Siegeslieder — aus Holstein, oder welche mit Politur aus Berlin? Sollten Sie indess Arien aus Opern vorziehen, so kann ich Ihnen auch hier wieder mit mancherlei Sorten aufwarten, mit und ohne Hexen, gleichgültige und rasende, mit moralischen Sentenzen und mit allerliebsten Zweideutigkeiten. Alles deutsch, alles deutsch.

Doch, ich merke schon, Sie lieben den fremden Beigeschmack, etwas Gelehrtes, Antikes oder etwas, das weit her kommt. Wenden Sie sich nur rechts: da finden Sie von und nach allen möglichen Nationen, schlagen Sie die Bücher auf, alles deutsch. Erstlich von den Griechen — da hab' ich dreierlei Sorten: Uebersetzungen, Verdeutschungen und Nachahmungen, jene oft wörtlich und treu bis auf den Takt, bis auf den Buchstaben, ganz in dem alten Sylbenmasse, andere wieder freier und verständlicher, aber auch ganz artig. Und wollen Sie sich auf das Uebersetzte nicht einlassen, so haben Sie hier auch inländische Produkte, von denen Sie selbst nicht wissen sollen, ob sie griechisch oder deutsch sind, so ähnlich sehen sie den alten. Auch wieder andere sind da, die Sie für völlig deutsch halten werden, und ich versichere Sie, dass ein ganz griechischer Geschmack darin herrscht. — Von den Römern erblicken Sie hier ebenfalls alle Dichter beisammen, und Sie dürfen nur selbst bestimmen, ob Sie in dem Römischen das Deutsche, oder in dem Deutschen das Römische lieber wollen. Ich kann Ihnen mit beiden aufwarten. Manches ist darunter, das mit seiner Römischen Natur so deutsch spricht, als wenn ein Nachbar

mit Ihnen spräche. Anderes ist auch wieder bloss nachgeahmt, und dennoch bei dem Römischen Geiste mit Leib und Leben deutsch. — Indess es scheint, dass Sie dem Antiken nicht hold sind, kehren wir also lieber zu dem Modernen zurück. Italienische Ritter- und Liebespoesien, Stenzen, Terzerime, Madrigale, Sonnette. Sie scheinen bei den letztern bedenklich? Ich weiss es wohl, es ist kürzlich ein Bannstrahl über sie ergangen, aber das schadet nichts, ich werde sie noch immer reissend los. Indess — nach Ihrem Belieben. — Hier stehen auch die Portugiesen und Spanier, und fürchten Sie nicht, dass Ihnen jene zu weich seyn werden, sie sind verdeutscht. Von den Spaniern haben Sie hier die blühendsten, schönsten Sachen, und nächstens erwarte ich wieder frische Zufuhr; wollen Sie sich aber nicht so lange gedulden, so bedienen Sie sich unterdess der Nachahmungen, bald rein, bald mit orientalischem, mit griechischem, oder auch mit des Verfassers eigenem Geiste vermischt. — Von den Franzosen kann ich Ihnen mit den feinsten Unterhaltungen aufwarten; ich muss alle unsere Theater jetzt damit versorgen. Zweifeln Sie nicht an der Echtheit, wenn auch auf dem Titel öfters nach statt von steht, das ist jetzt

Mode. Auch die Evangelisten sollen sich dessen schon bedient haben. Wollen Sie aber die Nachahmungen lieber, so habe ich deren in Menge; recht viele dichten im französischen Geschmack, auch wohl nach französischen Worten, aber sie setzen weder das alte von noch das neuere nach dabei. Man nennt diess die feine, die elegante Poesie. Du lieber Gott! es kommt ja alles auf den Geschmack an. — Die Englische ist jetzt ziemlich aus der Mode, doch bin ich auch hiermit versehen, sowohl in Uebersetzungen, als auch mit deutschen Produkten im englischen Geist. — Etwas Dänisches steht Ihnen ebenfalls zu Diensten, einiges ganz frisch, anderes alt. — Oder begehren Sie vielleicht etwas aus der alten nordischen Mythologie, das im neuesten Deutsch gedacht und gedichtet ist? Sie finden bei mir alles, was Sie nur wünschen können. Ich zähle in meiner Sammlung deutscher Poesie an vierzig Arten und Abar-ten. Auch russische, polnische und ungarische Fragmente liegen hier. Und nächstens bekomme ich grosse Zufuhr aus Indien, und ich denke, an Nachahmungen davon wird es uns auch nicht fehlen. — Wie, mein Herr? Staunen Sie nicht über den Reichthum der deutschen Poesie? Bin ich nicht mit allem versehen, und

ist nicht alles deutsch? — Was wählen Sie?
Zeigen Sie doch! — den Bürger; und nur
den Bürger? Wie? sollte dieser allein deutsch
seyn? — Doch verzeihen Sie; Sie haben die
freie Wahl; ich bin nur Kaufmann. — Ihr
unterthäniger Diener.

Ueber den Gebrauch der Assonanzen.

So sehr man das Bestreben unserer Dichter loben muss, neue poetische Formen aus andern Sprachen in die unsere überzutragen, so kann man die Vorliebe doch nicht billigen, mit der sie dem Neuen gewöhnlich auf lange Zeit anhangen, ohne dass sie sich von dem überzeugen, was von den gemachten Versuchen nun wirklich für die Zukunft anwendbar oder völlig verwerflich sei.

Eine solche Prüfung scheinen vorzüglich die dem Spanischen nachgebildeten Assonanzen zu verdienen, an denen es uns nach gerade wohl ziemlich fühlbar geworden seyn möchte, dass sie unserm Ohre keineswegs die Befriedigung gewähren, mit der man sich anfangs geschmeichelt hat, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil unsre Sprache, um solche

Anklänge zu bilden, zu wenig Klang hat;
denn

- 1) Indem die Spanier fast durch alle Sylben mit helltönenden Vokalen, wie *a, i, o, u*, wechseln, müssen wir in der Regel nach jeder Tonsylbe erst auf ein mattes *e* oder *en* zurücksinken.
- 2) Indem jene in den bekannten Sylben die Vokale gewöhnlich frei tönen lassen, müssen wir diese sehr oft, bald durch die Kürze der Aussprache, wie z. B. in *satt, Spott*, bald noch gar durch Anhäufung von Konsonanten, wie in *salbt, sitzt, zusammenpressen* und *unterdrücken*.
- 3) Indem die Verse der Spanier in ihren mannigfaltigen Tönen hinschweben, so dass nicht durch einen sehr gehobenen Accent der einen Sylbe die andere niedergehalten oder ganz übertönt wird, müssen wir durch stete Erhebung die eine Sylbe durch die andere tödten, so dass die schon ohnehin nicht sehr klangreiche Zwischen- oder Nachsylbe wegen des so hohen Accents der andern nicht zum Tönen kommen kann.

Betrachten wir z. B. diese Verse mit weiblichen Assonanzen (welche bei den Spaniern bei weitem die gewöhnlichsten sind):

*ò muger viva —
que me lo diga.*

so muss hier die Assonanz (*viva, diga*) fast eben so gut, wie bei uns der Reim, das Ohr befriedigen, denn, wenn die letzte Sylbe (*va, ga*) mit der vorletzten auch nicht völlig gleiche Höhe hat, so tönt sie doch ebenfalls, wie jene, merklich hervor, und — bildet so schon für sich einen wirklichen (anschliessenden) Reim.

Wie ganz anders verhält es sich mit den deutschen Assonanzen! Wir mögen nun Hasen mit Raben, meiden mit greifen, oder Gestaltung mit Wandrung zusammenbringen, oder nach Aehnlichkeit des obigen Beispiels in Versen, wie:

Verbot'ne Liebe

Kennt gröss're Siege.

einfache Anklänge wählen; die hellaustönenden Endvokale, worauf es hier hauptsächlich ankommt, können wir doch nicht in unsere Sprache hinüberzaubern. Es lässt sich dabei zwar etwas mit den Endungen auf *ang, ing, ung, ich* und *eit* ausrichten, aber alle diese öffnen uns doch den Mund nur halb. —

Immer drängen sich die Konsonanten als die herrschenden Verstandeszeichen in unsrer Sprache hervor, und wollen wir noch leidliche

Assonanzen bilden, so müssen wir erst mit diesen uns abfinden, d. h. wir müssen ihnen ähnliche Konsonanten (z. B. dem w und b das d und l) gegenüberstellen, so dass auch diese eine Assonanz bilden können; indess — was gewinnen wir Sonderliches, wenn wir auch freudig und treulich setzen? Je näher wir dem Reime kommen, desto unangenehmer fühlen wir, dass noch etwas am Reime fehlt. Setzen wir nun aber dafür unähnliche Konsonanten, wie in *a c h t e n* und *h a s s e n*, oder häufen diese noch obendrein, wie in *H ä l f t e* und *b r ä c h t e*; so gerathen wir wieder in die entgegengesetzte Gefahr, dass wir vom Anklang gar nichts vernehmen, und — aus diesen beiden Schranken ist kein Erretten; entfernen wir uns von dem Einen, so nähern wir uns wieder dem Andern.

Ja — die Konsonanten haben in unsrer Sprache eine so grosse herrschende Gewalt, dass man sogar in die Versuchung kommen könnte, mit ihnen allein dieses Assonanzenspiel zu treiben; indess — (um davon gleich Beispiele zu geben)

Nach glücklichern Ländern
Zur Göttlichen wandern,
Und staunend bewundern
Die Anmuth des Bildes,

Wo Rosen des Mundes
Zum Frühroth der Wangen
Mit Lilien sich drängen
(Noch selber im Unglück
Ein labender Anblick);
Was frommt's? *Assonantia*
Da fern in *Valenzia*
Folgt nimmer, mit Scherzen
Die Zeit dir zu kürzen.
Drum bleib in *Germania*,
Und fügt sich dein Liebchen
Nicht willig ins Liedchen,
Ei nun, so sprichst du ja
Ganz trotzig: reime dich,
Oder ich — küsse dich.

Ueber Ossians Metrum und Sprache.

[1804.]

Wer den Ossian aufs neue übersetzen, und also seine Vorgänger übertreffen will, von dem kann man wohl mit Recht verlangen, dass er vorher die Sprache des alten Barden studiere. Wir finden hinter der Macphersonschen Uebersetzung einen ganzen Gesang (das 7te Buch der Temora) in der Ursprache abgedruckt *). Da der Ossian in Gedanken, Bildern, Worten und Wendungen überall derselbe ist, und sich immer wiederholt, so kann schon dieser einzige Gesang mit den gehörigen Hülfsmitteln jemanden in den Stand setzen, ihn in seinem eigenen Gewande kennen zu lernen. Manches Eigen-

*) Später ist Hoffnung gemacht, den ganzen Ossian in der Ursprache zu erhalten.

thümliche findet sich hier, worauf der Uebersetzer aufmerksam seyn muss; z. B. etwas, das ganz hebräischartig aussieht — der öftere Gebrauch des Substantivs statt der blossen Präposition; Mitte für in und mit: *na stalin chruai*, in der Waffen Mitte, für: in der Rüstung; Antlitz für auf u. s. w. Eben so der häufige Gebrauch des Substantivs und Verbums von demselben Wurzelworte; z. B. *suit* sehen, *suilin* die Augen. — Weiss der Uebersetzer die eigentliche Bedeutung eines Worts, so kann er eher den eigentlichen Ausdruck, und, wo es nöthig ist, das passende (celtisch-einheimische) Beiwort wählen. So heisst beim Ossian das Thal schon nach der Wortbedeutung, das stille; und *sruth* und *sruthan*, der Strom, ist nach *sruth* gerollt, benannt. Oft wird es auch von guter Wirkung seyn, mit auf den Wortklang im Original Rücksicht zu nehmen. Wie treffend tönt nicht das *fon clarsich*, Harfenklang. Für *carric* ist unser Felsen ein mattes Wort. — Vor allen Dingen aber kann man von einem neuen Uebersetzer des Ossian verlangen, dass er sich etwas nach dem Metrum des Originals umsehe, und sich, so viel als möglich, darnach richte, denn — fern von einer sklavischen Nachbildung, bleibt es doch wahr,

dass die Versart auf den Ton und den Geist eines Gedichts durchaus grossen Einfluss hat.

In Sulzers Theorie der schönen Künste steht: „die Barden haben, wie wir aus dem Ossian wissen, nicht gereimt.“ Das ist falsch. Ossian hat gereimt, und Macpherson sagt selbst in der Vorrede, dass es wegen der Aehnlichkeit des Schlussklanges nicht gut möglich gewesen wäre, ein Wort mit einem andern zu vertauschen. Allein Ossian hat, wie man bei der wenigen Ausbildung seiner Sprache leicht denken kann, nicht alle seine Verse, und auch nicht immer rein und vollkommen gereimt, sondern man sieht bei ihm nur ein Streben darnach; viele Verse blieben ganz reimlos, und andere mussten sich schon mit unvollkommenen Reimen oder mit Assonanzen begnügen. Dass manche Verse hinter einander den vollkommenen Gleichklang haben, beweist z. B. diese Stelle:

*Chualas scia' chasmachd an Ri,
Mhosguil a n'anam gu sri'
Bha'an siubhal, a mforum nan lán,
Gu Vllin, talamh na ncrán.
Bhuail Sónmór, air uari', au sciath
Cean-feona na mborl thriath.*

Na ndeabh, lean Sul-allin
Air aoma na mfras,
Bu sholus is, air aonach,
Nuair thaom iad air gleanta glas.
Ta ceanina flathail air lóm,
Nuair thog iad, ri aghai nan tóm,
B'eagal d'i sealla an Ri —
Dh' flág i, n' Atha na mfrí.

Von einer treuen Uebersetzung dürfte man also auch erwarten, dass sie entweder ganz, oder mit kluger Auswahl stellenweise gereimt sey. — Was die Verse selbst betrifft, so bestehen diese beim Ossian grösstentheils in vierfüssigen (abernicht immer unvermischten) Jamben. Diese Versart wäre also auch bei einer neuen Uebersetzung zu wählen. Dass der Umfang des Hexameters nicht für die Kürze der Ossianischen Sprache passe, leidet wohl keinen Zweifel. Ebenso ist die *ottave rime* für den Ossian viel zu künstlich und gediegen. Wer den Ossian treu wiedergeben, und nicht verschönern will, der muss sich eben so wohl vor einer zu grossen Regelmässigkeit, als vor gänzlicher Ungebundenheit hüten. In der ganz freien Behandlung muss der alte Barde das Gesangmässige verlieren, und in der künstlichen Beschränkung modernisirt erscheinen. Vielleicht käme der

Bürgersche Balladenton dem Original noch am nächsten. — Uebrigens könnte man auch, um das Ganze dem Scheine einer zu grossen Regelmässigkeit, so wie dem Vorwurfe der Einförmigkeit zu entziehen, die Versart nach Beschaffenheit des Inhalts vielleicht wechselnd verändern, und so z. B. in Fingals Kampf mit dem Geiste Loda Daktylen wählen, und den Uebergang zur Ruhe mit Trophäen machen, etwa so:

Laut klagte der Geist und schwang mit dem
 Winde,
 Gerollt in sich selber, zum Himmel sich auf,
 Es bebt Inistore, die Wogen der Gründe
 Vernehmen's und starren vor Schrecken im
 Lauf.

Da sprangen vom Lager die rastenden Freunde,
 Ergriffen mit Eile den lastenden Speer,
 Vermissen den König, ergrimmen dem Feinde,
 Und rauschen zur Rache mit Waffen und
 Wehr.

Strahlend kehrt im Mondesglanze
 Fingal, fröhlich tönt der Muth;
 Friedlich ruhen Schild und Lanze,
 Wie das Meer nach Stürmen ruht.

Höher flammt die Eiche wieder,
Inistoren freut Gesang,
Ullin singt der Thaten Lieder,
Singt der Helden Waffenklang.

Ueber die Wahrheit der Dichtkunst, besonders des Märchens.

Wenn Viele ein poetisches Werk nur als ein Gaukelspiel ansehen, das zu weiter nichts als zur Ergötzung und zum Zeitvertreibe diene, so rührt diess vorzüglich daher, weil sie meinen, dass die Dichtkunst überhaupt nur der Unwahrheit, der Willkühr und der Schwindelei ihr Daseyn verdanke, und auf keine andere Weise kann man sie für dieselbe gewinnen, als wenn man sie ihres Irrthums überführt, und darthut, dass jede Art der Poesie in der That Wahrheit enthalte. Um diesen Beweis zu versuchen, wollen wir jetzt die kühnste Gattung derselben, nämlich das Märchen, einer Prüfung unterwerfen. — Wie? Wenn Pflanzen und Thiere menschliche Sprache führen, wenn sich Prinzen in blühende Nelken, und gereifte Kürbisse in rollende Karossen verwandeln — da sollte noch Wahrheit herrschen? — Allerdings!

Aber was ist Wahrheit? Etwa nur, wenn uns jemand erzählt, dass die Nachbarin die Welt mit einem neuen Bürger beschenkt, der Rathsherr das Bein gebrochen, und der würdige Superintendent das Leben verlassen habe? — Und wüssten wir auch alle Geburten, Leibesverletzungen und Todesfälle in der ganzen Welt, was könnte uns damit gedient seyn, wenn uns der Sinn fehlte, das Bedeutsame davon einzusehen? Sobald wir unsern ökonomischen Kreis verlassen, so muss uns das Unwandelbare viel wichtiger und des Ausdrucks der Wahrheit weit würdiger seyn, als Dinge, die täglich geschehen, und täglich wieder vergessen werden. — Da nun aber, allgemeine, bleibende Wahrheit zu erforschen, das Geschäft der Philosophie ist, und die Demonstrationen derselben uns oft beschwerlich fallen, so muss uns ihre Vermittlerin, die Dichtkunst, überaus willkommen seyn, sie, die uns den Sinn und Geist der wandelbaren Ereignisse in bleibenden Gestalten vor die Augen stellt, und weiter nichts von uns verlangt, als dass wir sie anschauen, und des Wesentlichen, des Ewigen darin uns bewusst werden. Der tägliche Anblick und der bestimmte, äussere Gebrauch von den Dingen hat uns schon so sehr an ihre Erscheinung

gewöhnt, dass wir gar leicht das Merkwürdigste davon übersehen. Wenn wir uns an die goldene Zeit der frühesten Jugend erinnern, als wir zuerst in den Garten traten, zuerst auf die Wiese hüpfen, wie uns da alles so wunderbar und so reizend entgegen lachte, wie wir im Frühling dem schwellenden Bach, im Winter dem niedertaumelnden Schnee entgegen jauchzten, jetzt der lodernden Flamme, jetzt der Gewalt des Sturmes staunten, zum blühenden Strauche, zur spriessenden Blume, zum aufwallenden Staube frohlockend hineilten, und bei dem Fallen der Frucht unsern alten, verständigen Hausgenossen so laut, so eifern zu riefen, als ob sich etwas Unerhörtes, etwas nie Gesehenes ereignet habe: so können wir uns unmöglich enthalten, jenen frischen Eindruck aller dieser Erscheinungen unserm Gemüthe wieder zurück zu wünschen. Nun ist es aber der Dichter, der uns alles wieder neu vor die Sinne zaubert, und an dessen Hand wir, wie zuvor, durch eine Welt voll räthselhafter, unbegreiflicher Gestalten wandeln; und gerade das Märchen ist es, das uns zur Erkennung der lebendigen Natur auf den höchsten Standpunkt stellt. Wie der schaffende Geist mit der Welt, so spielt der Dichter hier mit den

Kräften der Natur, und in seinem Werke regt sich alles, wie in der Schöpfung, nach grossen und freien Verhältnissen. Nichts Geringeres, als das Daseyn und die Wirkung einer innern, geheimnissvollen Gewalt, die um uns her so wunderbare, so mannichfaltige Gestalten hervor- treibt, ist die Wahrheit des Märchens, oder vielmehr die Basis seiner objektiven Gültigkeit. Eben deshalb, weil wir beim Anblick gewohnter Erscheinungen uns nicht mehr der darin herrschenden Wunderkraft bewusst werden, ist der Dichter berechtigt, neue Gestalten aufzustellen, und den schaffenden Geist wieder in die Werkstätte der Schöpfung zurück zu rufen.

Und finden an einem guten Märchen nicht selbst die verständigsten Menschen Gefallen? — Unmöglich kann man diess damit erklären, dass sie hier nun einmal keinen natürlichen Zusammenhang erwarteten; denn der Unsinn ist bei jeder Anschauung, welche Einheit sucht, unbehaglich, und zerstört jedes Kunstwerk; auch das Fremdartigste erwartet von der Phantasie einen Vereinigungspunkt. Eben so wenig kann man das Märchen mit der Neigung zum Wunderbaren abfertigen, so bald man nämlich darunter die Meinung verbergen will, dass uns

eine Neigung zum Ungereimten, zum Widersprechenden angeboren sey. Wir sind davon so weit entfernt, dass wir vielmehr selbst da noch einen Zusammenhang suchen, wo wir lauter Widerspruch sehen. Eben weil wir die innere Wahrheit und Uebereinstimmung so sicher voraussetzen, macht es uns Vergnügen, das Sonderbarste, das Unerklärlichste zu betrachten. Mit eben der Ahndung des verborgenen, alles durchdringenden Geistes, mit welcher wir in völliger Unbefangenheit die Natur anstaunen, treten wir auch in die Wunderwelt des Dichters.

Warum sind es gerade die Kinder, die gern Mährchen hören, sie, die das Ungereimte so wenig vertragen können, dass sie in der Gesellschaft oft zu unserm Verdrusse treffend und naiv drein reden? Was sollen sie aber in den wundersamen Erzählungen so gar auffallend und unerklärlich finden, da es ihnen in der freien Natur, unter den vielen neuen Gestalten nicht besser geht? Wird hier viel dazu gehören, sich noch Feen und Riesen hinzu zu denken? Ja, die Naturgeschichte selbst würde ihnen zur Feenwelt werden, wenn wir das Geheimnissvolle darin lebhaft genug darzustellen wüssten. Gewöhnung und ökonomischer Gebrauch hat sie noch so wenig beschränkt,

dass sie dem Kampfe der Elemente nur wie einem grossen Schauspiele zusehen, und selbst hinzu eilen, um mit den Elementen zu spielen. — Wie der Mensch beginnt, so endigt er wieder. Auch dem ruhigen Greise geht das Treiben der Welt als ein Spiel, aber als ein sinnvolles Spiel vorüber. — Wie Greis und Kind, so der Dichter. Seine Seele ist der Spiegel, woraus die ganze Schöpfung zurückstrahlt. — Du fragst nach Wahrheit? — In dem Wesen der Dinge suche sie. Gleichviel, was da stehe und falle, in dem Innern der wandelbaren Gestalten lebt ein regsamer Geist. Ihn sollst du ahnden und empfinden. — Doch — um selbst das Auffallendste in den dichterischen Schöpfungen für wahr zu erkennen, lässt uns ins Einzelne gehen, und jetzt den Fall annehmen, ein Sänger thäte kund: als Damon im Frühling seine Heerde ins Thal getrieben, sei der Bach des Gebirges ihm brausend entgegen gestürzt, und habe gerufen: der Herr ist allmächtig! Was ist daran unwahr? — Freilich hat erstens — der Bach nicht mit der Zunge gesprochen; aber ist diess nicht bloss eine besondere Art des Ausdrucks, und soll die ganze Natur daran gebunden seyn? Zweitens hat der Bach nicht mit Bewusstsein geredet; aber — was kommt darauf an,

da auch die Kinder, ohne es zu wissen, oft die treffendsten Wahrheiten sagen! Drittens: es ist dem Schäfer nur so vorgekommen. Nun — so war es doch Wahrheit für ihn; indess — nicht auch Wahrheit für uns, nicht auch (menschlich zu reden) äusserliche (objektive) Wahrheit? — Wie? die belebende Sonne kehrt zurück, die Natur erwacht von ihrem Schlummer, der ewige Kreislauf der Gewässer erneuert sich mit voriger Stärke, der Bach rauscht wieder vom Gebirge, und sein Rauschen sagte nicht wirklich: Gott der Herr ist allmächtig? — Wir brauchen darüber nicht erst empfindsam zu werden, dass der Schöpfer dem armen Bächlein Bewusstseyn und menschliche Sprache versagte; genug, auch so verkündet sein Rauschen uns die Macht des ewig waltenden Geistes. Wenn aber die Natur überhaupt eines so wahren Ausdrucks durch irgend eine Erscheinung fähig ist, so darf auch der Dichter, immer auf die Hauptsache, auf das Wesen, auf die inwohnende Kraft sehend, in den übrigen Gestalten die gehemmte, nur halb entwickelte Rede durch seine Deutung entbinden, und in seinem Kunstwerke nach ähnlichen Verhältnissen schaffend walten, wie die Natur selbst. — Aber die Verwandlungen in dem Märchen

— haben auch diese Wahrheit? — Allerdings! Auch hier ist der Dichter nur das Eccho eines lebendigen Worts, das aus dem Mund Gottes geht, auch hier nur der Spiegel des Weltalls. — Wälder verwandeln sich in Wolken, Jungfrauen in Rosen, Gewässer in Nebel und Eis, Gewächse in wandelnde Heerden, und alles ist in so stetem Wechsel, dass die Schönheit der ganzen Welt darüber vergehen würde, wenn unter dieser wandelbaren Hülle nicht eine geheime Kraft wohnte, die die Dinge immer wieder zu einem organischen Körper vereinigte, und ansaugend und auftreibend etwas festhielt und gestaltete.

Wie die Natur, so der Dichter; aber er ahmt nicht ihren Buchstaben nach, und schwebt hin an der Oberfläche ihrer wiederkehrenden bestimmten Gestalten, sondern im Geiste der Natur dichtend und schaffend lässt er die ursprüngliche Schöpfungskraft wieder im freien Wirkungskreise walten. — Nachbildend in regelmässigen Verhältnissen kann er in das Wunderland uns so wahrhaft hinzubern, dass auch das Wirkliche vor unsern Augen wieder zum Wunder wird. Wenn der Hauch des Mundes auflodernde Flammen erregt, wenn darüber hinströmend das Wasser

in Wolken aufdampft, wenn aus hartem Holze ein begeisternder Lebenstrank quillt, wenn der feste Stamm saftvolle Früchte trägt, und in diesen wieder steinigte Körper sich bilden, — wenn wir fernher ein Winseln vernehmen, und hinschauend — auf dem Grabe eines Jünglings das Bild menschlicher Treue in der Treue eines Hundes wiederfinden, glauben wir da nicht noch immer unter Wundergestalten zu wandeln? — Wie? Und das Märchen enhielte keine Wahrheit? — Wohlan! lasst den begeisterten Sänger im Fluge der Phantasie die ganze Welt umfassen; höhere Wahrheit erschwingt er nicht, als wenn er den schaffenden Geist der Natur selbst ergreift, und in neuen, wunder-vollen Gestalten hinzaubert!

Wahrheit im Leben und auf der Bühne.

Weit entfernt, dass die Darstellungen der Kunst den wirklichen Erscheinungen an Wahrheit nachstehen sollten, so vermögen sie diese vielmehr zu übertreffen. Fragt nur selbst. Ist es wohl die unvollständige Aeusserung der Kräfte, ist es die einseitige Entwicklung der Anlagen, ist es die Wirkung eines gehemmten Affekts, ist es die Ohnmacht eines abgestumpften, gebrochenen Charakters, — ist es alles dieses, was uns das Innere der menschlichen Natur aufschliesst, den Geist mit seinen angeborenen Eigenthümlichkeiten zeigt, und die darin verborgene, geheimnissvoll wirkende Gottheit so hervorleuchten lässt, dass wir das, was ist, schon wirklich erkennen oder auch nur ahnden könnten? Ist das Leben, wie es eben täglich erscheint, mit allen seinen Thätigkeiten, mit allen

seinen Wechselwirkungen, dieses Leben, das grösstentheils in den Zimmern eingeschlossen bleibt, und in den Federn der Gelehrten, in den Akten der Juristen und in den Rechnungen der Spekulanten, wie in den mechanischen Handgriffen des niedern Dienstes seine Lust büsst, ist dieses Leben schon im Stande, uns die ganze menschliche Natur nach allen ihren Abstufungen und Verschiedenheiten so zu enthüllen, und zu wirklichen Erscheinungen hervorzutreiben, dass wir sagen könnten: das ist der Mensch? — Je mehr abflachende Humanität im Umgang, je mehr Schmeichelei und Lügenhaftigkeit im Betragen, je mehr Abgemessenheit in alltäglichen Handlungen, desto weniger Natur, desto weniger Charakter, desto weniger Wahrheit. Die Kunst kann nicht damit sich begnügen, wie der Mensch heute oder morgen ist, sondern zeigen will sie und darstellen, was der Mensch überhaupt seyn kann. Indem sie die engen Schranken der Wirklichkeit durchbricht, kommt sie der Wahrheit nur um so näher, je mehr sie das Denkbare und Mögliche erschöpft. Unfruchtbar sind ihr die gewöhnlichen Erscheinungen, denn diese geben nur einen schwachen Strahl für die Einsicht in das Wahre, enthalten zu geringe Merkzeichen zur Erkennung der ursprünglichen Naturkraft, und zei-

gen nur Charaktere, woran die äussern Eindrücke fast nichts mehr von ihren Urbildern gelassen haben. Eindringend in die Tiefe des menschlichen Geistes, belauschend die geheimsten Triebfedern des mannigfaltig gebildeten Herzens, sich versenkend in die mancherlei Empfindungen und Affekte, führt die Phantasie des Dichters aus der Masse der ganzen Menschheit den völligern und wahrhaftern Menschen herauf und versetzt ihn in eine freiere, thätigere und dabei sinnreichere Wechselwirkung, in welcher das innere Leben reiner und stärker als in der Alltagswelt hervortritt. Was hier unter der Macht der Umstände halb verkümmert, hebt sich dort frischer blühend empor, was hier von Sorgen und Noth befangen, ohne aufstrebenden Muth, oder in gefühlloser Trägheit fortschleicht, erhält dort in einem freieren Wirkungskreise bei aller Beschränkung und Unterdrückung doch die Gelegenheit einer thätigen Gegenwirkung; selbst das gänzliche Erliegen ist in der Kunst noch mit Willen und Würde verbunden.

Nur da kann die Wirklichkeit sich der Kunst nähern, wo in einem Volke die möglichst freie Regsamkeit aller Kräfte, der möglichste Grad der Entwicklung aller Talente im allgemeinen

Wetteifer, die grösste Mannigfaltigkeit sich selbst begründender Charaktere im öffentlichen Leben, und eine aus sich selbst hervorgehende Bildung aller zur empfänglichen, allseitigen Lebenslust ungestört herrschet und blühet. Ein solches Volk wird aber auch ohne die Aufhäufung von Schätzen reich, ohne ein zahlreiches Heer mächtig seyn, denn es fühlt sich selbst. — Wie viel waren Athenienser? Sie haben Griechenland beherrscht! Wie viel waren Griechen? Sie haben die Perser besiegt!

Auffallenheiten auf der Bühne.

(Ballet, Oper, Drama in Versen, Beiseitsprechen, Monolog, Veränderungen von Zeit und Ort, Verkleiden, Anerkennen.)

Auffallend sind manche Dinge auf dem Theater, weil sie nicht im gewöhnlichen Leben vorkommen und über die Erfahrung eines Jeden hinausgehen. Manche suchen sich bei diesen Abweichungen mit psychologischen Erklärungen zu helfen, und die besondern Erscheinungen bei ausserordentlichen Voraussetzungen aus den Denk- und Empfindungsgesetzen der menschlichen Seele, aus Temperament, Affekt und Leidenschaft herzuleiten, und daraus auch wohl Regeln für die Zulässigkeit und Gränzen solcher Dinge herzuziehen. Andere nehmen ihre Zuflucht zu einer grössern Erfahrung, zur Geschichte, zur Völkerkunde und zu Reisebeschreibungen, und sind froh, wenn sie sagen können:

Ja, es ist so, damals ist es so geschehen, dort und dort geschieht es noch. Wie unzulänglich aber und also untauglich dieses Mittel und Merkmal sey, ersieht man gleich daraus, wenn man die Behauptung umkehrt und sagt: wie willst du beweisen, dass diess nicht möglich sey, da du doch nicht wissen kannst, ob es nicht irgend einmal sich zugetragen habe, oder künftig noch sich zutragen könne? Daraus sehen wir schon, dass wir uns in der Kunst völlig unserm Gefühl und unserer Phantasie überlassen müssen, welche uns allein sagen können, ob diess und jenes unter den besondern Voraussetzungen möglich und natürlich sey. Wie beschränkt ist nicht der Kreis unsers Wissens und unserer Erfahrung! Und wenn wir auch alles wüssten, was jemals geschehen wäre, so ist doch die Mannigfaltigkeit des innern Lebens und die Möglichkeit seiner Entwicklung noch weit grösser, als alle Geschichte. Selbst die Möglichkeit der Erscheinung genügt uns nicht einmal; denn wir fühlen, dass vieles in uns vorgeht, und gedacht und geahnet und empfunden wird, wozu es im wirklichen Leben und bei der Beschränktheit unserer Natur weder zur Aeusserung eine Gelegenheit, noch einen Ausdruck gibt. Das Seyn und Leben ist mehr in

uns als ausser uns; die Erscheinung kann also dafür kein Massstab seyn. Die Kunst und unsere Sehnsucht nach der Natur durchbricht deshalb die gewöhnlichen Schranken, enthüllt die verborgenen Tiefen und erweitert den Kreis der Mittel zu ihrem Ausdruck. Sprechen, Singen, und stumme Pantomime — eins ist so natürlich wie das andere, wenn wir dadurch nur den innern Zustand des Menschen erkennen. Dass wir uns im Leben gewöhnlich nur der Wortsprache bedienen, beweist weiter nichts, als dass wir sie für unsere Geschäfte am tauglichsten finden; aber sie reicht oft auch hier bei den gewöhnlichsten Verhältnissen nicht hin: das Wort wird, ehe wir uns versehen, Ton und Gesang, und unser Ausdruck stumme Gebehrde. Die gefangene Seele wünscht bei ihrer Aufregung noch mehr, immer noch mehr Mittel und Sinne, um ganz ihre Gefühle auszuströmen und ihren Zustand zu versichtbaren. Dieses Wünschen, dieses Streben ist das Ideal, ist Gesetz für die Kunst. Sie achtet daher nicht weiter darauf, wie viel, wie oft wir singen oder in Versen reden, sie erhebt sich mit göttlicher Freiheit, ohne erst die Regeln der Psychologie abzuwarten, zum ersehnten, zum vollkommnern Zustande, und, indem sie am

liebsten zum Verborgenen, zu dem noch Gefangenen hineilt, lässt sie Menschen in Stimmungen und Verhältnissen erscheinen, wo ihnen die Prosa des Umgangs nicht genügen kann, wo sie, ohne dass sie es wollen und denken, rhythmisch, melodisch, in Versen, in Reimen, in Gesang reden müssen. Das Innere zur Anschauung zu bringen, darauf kommt hier alles an; entspricht demselben Gebhrde, Vers, Gesang, so ist nichts natürlicher, als gerade dieses. Rückwärts und vorwärts schreitend bedient und begibt sich die Kunst einer Freiheit, und erhöht und beschränkt sie nach den Forderungen des Innern und des schönen Ganzen. Daher kann eine Handlung in blosser Pantomime, wo alle Bewegungen in den Text der Musik fallen und in Tanz übergehen, eben so natürlich seyn, als ein Verhältniss und eine Mittheilung durch Gesang; denn es wäre ja möglich, dass die Gabe der Rede uns versagt, und nur die Miene und Gebhrde uns als Mittel des Ausdrucks verliehen wäre, die, wie uns unser eignes Gefühl sagt, doch auch verständlich ist. Und hinwiederum: sollten wir in unserm Leben auch niemals singen, so müssen wir doch gestehen, dass Gesang und Musik weit besser unsere Empfindungen ausdrücken, als die

blosse Rede. Also Ballet und Oper und Drama in Versen, eins ist auf der Bühne so natürlich als das andere; es kommt nur darauf an, dass ein innerer Zustand dabei zum Grunde liegt, mit dem die Ausdrucksmittel als Folge in genauer Verbindung stehn. Hierüber kann Gefühl und Phantasie, die völlige Freiheit der Seelenkräfte, die über die Schranken der Erfahrung und der Wirklichkeit hinaus gehen, allein entscheiden. Und ist man sich einmal der Absicht der Kunst, das Innere zur Anschauung zu bringen, mit Folgsamkeit bewusst, dann muss auch manche geringere Abweichung auf dem Theater aufhören uns zu befremden. Dahin gehört z. B. das Beiseitsprechen und der Monolog. Eins erklärt das Andere. Wir wissen recht gut, dass Einer, der nur wenig Schritte, oft nur spannenweit von Andern entfernt steht, von diesen wohl gehört werden müsse, da wir ja in grösserer Entfernung ihn vernehmen; und doch bilden wir uns ein, dass Jener kein Wort davon verstehe. Wie kommt das? Und wie ist es möglich, dass wir nicht dadurch gestört werden? — Aus keinem andern Grunde, als weil wir mit dem Innern der Person beschäftigt sind, dessen Zustand wir gern anschauen und verfolgen möchten. Wir

setzen uns also unwillkürlich mit ihm in ein näheres Verhältniss, es ist uns, als ob er die Worte in unser Ohr flüsterte; ja das nicht einmal, sondern wir stellen uns vor, dass er dieses und jenes bloss bei sich denke, und wir blicken bei diesen leisern Worten unmittelbar in sein Herz, wo recht eigentlich die Handlung vorgeht. Eine nur geringe Abstufung in der Stärke des Lauts ist schon hinreichend, das für sich Gesprochene und Gedachte von dem wirklich Kundgegebenen zu unterscheiden, und wir haben hier ein auffallendes Beispiel, wie die Phantasie nach geringen Andeutungen sich Verhältnisse bildet, und der Vorstellung des Ganzen, der Idee unterwirft. Wie sie diess hier räumlich thut, so thut sie es auch mit der Zeit. Ein grosser Wechsel der Begebenheiten gibt die Empfindung von einer langen Dauer: wir rechnen die Zeit nicht nach der des Zuschauens, sondern bildlich nach der, in welcher wir mit den Erscheinungen im Kunstwerke leben und Idee und Handlung verfolgen. Diesem nach steht die Einheit der Zeit unter der Einheit der Idee, und es befremdet uns nicht, wenn wir in wenigen Stunden in der Vorstellung Jahre verleben, sobald nur keine räumlichen Kennzeichen uns darin stören. Befördern diese, wie durch

öftere Verwandlungen des Theaters, wohl gar noch den Flug der Gedanken, dann ist die Täuschung (das Bilden und Zusammenfügen der Phantasie) um so vollkommener, und wir könnten hier sogar verwundert fragen, was uns nach der Versetzung an einen andern Ort verpflichten sollte, unter andern Personen und Auftritten dieselbe Zeit und die vorige Minute anzunehmen, da der abgetrennte Vorgang ja für sich geschieht. So verliert es also auch sein Auffallendes, wenn wir auf dem Theater die Einheit des Orts und der Zeit verletzt sehen, sobald wir uns nämlich nach einer richtigen Vorstellung von der Kunst in die Idee und in das Objekt des Kunstwerkes begeben, und uns als Zuschauer darüber vergessen. Geschieht diess nicht, so entsteht eine stete Beziehung der freien Handlung auf unsere Gegenwart, und das Ganze dient dem Begriffe einer Gesellschaft. Nach diesem Begriffe, der ganz unkünstlerisch ist, kann freilich in der Gegenwart Aller gar vieles weder erlaubt, noch schön, noch schicklich seyn, das in blosser Beziehung auf das Kunstwerk durchaus nichts Auffallendes hat. Daher muss das französische Theater sich so vieles untersagen, das die Kunst nicht nur erlaubt, sondern oft sogar fordert. Sein ganzes Wesen beruht nicht

auf dem Ideal der Kunst, sondern auf dem Begriff der Gesellschaft, zu welchem jenes hinabgezogen und gleich den beschnittenen Hecken zu einem künstlichen Erstarren gebracht wird. Ihre ganze Poesie nimmt darnach diese Richtung und verlässt die Freiheit der Natur, welche sie in ihrer Unschuld nicht darzustellen wagt.

Noch zwei Dinge kommen häufig auf dem Theater vor, die uns auffallend seyn können: es ist das öftere Verkleiden einer und derselben Person, und das lebhaftes Anerkennen fremder Verwandten. Im erstern Fall wird es uns oft schwer, zu glauben, dass eine Person in einem andern Kleide von einem Bekannten gleich für einen Andern könne gehalten werden, und selten können wir uns selbst in diese Täuschung versetzen. Oft nehmen wir es nur an, um der Idee, um der Ergötzung willen, und wir thun nicht übel daran, denn unsere Phantasie kann sich unter Umständen den Fall doch als möglich denken, und die Verwandlungsmittel in der Erscheinung vor der Hand sich noch verstärken. Deshalb ist dem Dichter darin ein ziemlich freies Spiel erlaubt. Indess rührt die Schwierigkeit der Täuschung bei uns gewöhnlich daher, dass wir selbst von beiden Verwand-

lungen unterrichtet sind, und uns nicht genug in die Anschauung des Andern versetzen können, der nichts davon weiss. Dieses Nichtwissen und Nichtahnen ist aber eine Hauptsache bei der Verwandlung, und unter dieser Bedingung kommen uns auch im Leben von solchen Täuschungen die auffallendsten Beispiele vor. Hier eins aus eigener Erfahrung. Einige Studenten wünschten von ihrem angekommenen Landsmanne einen fröhlichen Abend oder eine Condition, wie sie es nennen. Sie geriethen auf den Einfall, einen andern ihm unbekannten Studenten als einen Durchreisenden an ihn abzuschicken, der sich für einen alten Schulfreund von ihm, aber aus sehr frühen Jahren, ausgeben sollte. Diess geschah. Er stürzte mit offenen Armen zu ihm herein und sagte: Gott grüsse dich, alter Freund. Der Student stutzte. Er muss rathen! riefen die andern. Man nannte ihm den ersten Buchstaben, und liess ihn selbst zuerst den Namen aussprechen. Der Freund erzählte einiges von seiner Reise; der Student aber war noch immer still und sah ihn verwundert an. Endlich sagte er: nein, das bist du nicht! Alle glaubten den Betrug entdeckt. Nein, fuhr er fort, gesteh' es nur, du bist nicht Daniel, sondern Paul. Es war die Ver-

wechselung von zweien Brüdern, wovon der letztere sein besserer Freund gewesen war. Der Fremde liess sich den Umtausch gern gefallen, und sagte: ja, der bin ich. Nun war die Freude vollkommen: er umarmte ihn aufs neue, liess aufstischen und erneuerte das Andenken an die vorigen Jugendstreiche, wozu der Fremde nur das letzte Wort gab, und immer ausrief: ja, das war eine rechte Lust! die Scene ergötzte uns über die Massen. Am andern Morgen sollte der Zauber wieder aufgelöst werden. Man brachte den Studenten ganz beiläufig zu diesem Fremden, der aber jetzt sich selbst vorstellte. Jener merkte nichts, weil seine Gedanken nur auf den durchreisenden Freund gerichtet waren, den er gleich nachher besuchen wollte. Der Verwandelte sprach, spielte, sang, und blieb völlig unerkannt. Endlich ging er in die Kammer, und trat in seinem gestrigen Reiserocke hervor. Gleich öffnete jener die Arme und sagte: guten Morgen, mein lieber B. (er nannte den Namen seines Freundes), wie kommst du denn hieher? Da brachen Alle in ein lautes Lachen aus, und jener stand in einer seltsamen Verwirrung. Man entdeckte ihm nun den Betrug und er war gutmüthig genug, seinen Freunden, wie dem Unbekannten, dessen Namen er

jetzt zuerst erfuhr, den Scherz zu verzeihen; beide aber wurden und blieben von Stund' an die vertrautesten Freunde. — Auf eine ähnliche Weise verhält es sich auf dem Theater, z. B. mit dem Gefangenen der kleinen französischen Operette dieses Namens, der mit dem Umtausch der Kleider bald geliebt, bald gehasst wird. So findet das Spiel der Phantasie oft in der Erfahrung seine Bestätigung und löst Zweifel, die wir vorher mit Unrecht hegten; doch erkennen wir zugleich, dass jene ein Recht voraus hat, und dieser Stütze nicht erst bedarf. — Eher sollte es uns vielleicht befremden, wenn Kinder in ganz unbekannten Personen ihre Eltern finden und ihnen gleich mit grosser Zärtlichkeit um den Hals fallen. Dazu gehört viel, und es möchte schwer seyn, in diese plötzliche Veränderung des Gemüths einzugehen, weshalb ein Beispiel aus der Wirklichkeit auch hier belehrend seyn würde. Indess um der Kürze, um der Idee und um des Resultats willen, das am Ende doch dieselbe Wahrheit gibt, muss die Kunst in solchen Auftritten schon das Aeusserste wagen.

Gehören Verse auf die Bühne?

[1807.]

Da das Drama eine Darstellung des Lebens ist, und im Leben doch niemand mit uns in Versen redet, so ist bei den Zuschauern häufig die Frage entstanden, ob Verse auch auf die Bühne gehörten. Viele sieht man mit entschiedenem Widerwillen sich davon wegwenden, weil, wie sie sagen, ihnen alles so steif, eintönig und eintönig klingt; Andere mögen sie deshalb nicht hören, weil sie nicht einsehen können, wie ein solches Sprechen handelnder Personen natürlich sey. Jene haben oft nicht ganz Unrecht, weil in einem Drama das frische, viel und mannigfaltig bewegte Leben nicht selten unter dem Joche des Verses ermattet und die Freiheit einbüsst, worin die verschiedenen Charaktere nach ihrer Eigenthümlichkeit sich

regen und bewegen müssen, wenn sie uns den Genuss eines Spiels wirkender Kräfte gewähren sollen. Aber wie? wenn Dichter es nun verstehen, verschiedene Charaktere sich verschieden äussern zu lassen, und dennoch alle in einerlei Versmass zu halten, muss alsdann das Vergnügen an einem solchen Schauspiele nicht desto grösser seyn? Zu sehen, wie Freiheit und Leben in der Schönheit des Ebenmasses sich bewegt, und das Ganze bei aller Mannigfaltigkeit zu einer grossen Harmonie zusammenstimmt, muss das den Geist nicht angenehm überraschen? Und von dieser Beschaffenheit sind in der That alle gelungenen dramatischen Produkte. Warum wollen wir also hier nur in der Wahrheit (reflektirend auf die Verschiedenheit der Dinge) und nicht auch in der Schönheit (reflektirend auf die Zusammenstimmung) geniessen, da selbst die Natur, das göttliche Vorbild der Kunst, uns überall darauf hinweist? Alle Wesen bilden bei aller Verschiedenheit unter sich gewisse Gattungen und Geschlechter, die unsere Aufmerksamkeit in einen Kreis ähnlicher Dinge versetzen. Ein Kunstwerk in der grössten Zusammensetzung (das Drama) ist ihnen ähnlich, indem es sich durch eine bestimmte Haltung begränzt, und sich nach

dem inwohnenden Geiste auch äusserlich regelmässig gestaltet. Nach dem Gedanken des Ganzen muss das Stück in einem bestimmten und angemessenen Tone spielen. Wer etwas Ernstes vorzutragen hat, spricht dem Ernste gemäss, und an seinem Tone können wir den Inhalt seiner Rede schon erkennen. So darf es uns also auch nicht wundern, wenn eine ernste Begebenheit in einem Drama sich auch durch den Ton ernst ankündigt, und nach der Einheit seiner Handlung sich darin erhält. Dieser Ton wird aber durch nichts anders, als durch den Gang der Rede erlangt, der bei aller Abwechslung und Veränderung (bei aller rhythmischen Verschiedenheit) in einem bestimmten Masse sich fortbewegt, welches den Vers und das Versmass gibt. Ein Trauerspiel muss, seinem Inhalte gemäss, einen erhabenen Ton anstimmen, und darin wird der Sprechende von selbst alles vermeiden, was seiner Würde und dem Vortheil seiner Rede entgegen ist. Weil er nicht flüchtig und hüpfend uns seine Sache vortragen will, so wird er sich auch nicht leicht hüpfender Worte (der Daktylen — ∪ ∪) bedienen, sondern diejenigen vorziehen, die langsam fortschreiten (entweder Jamben ∪ —, oder, bei mehr Hingebung, Trochäen — ∪). Eben so

wird er auch in seinem erhabenen Ernste seine überschauende Kraft gern in anhaltender und gediegener Rede darthun, und seinen Sätzen gern eine austönende Fülle geben. Diess bringt ihn von selbst auf Verse von längerer Dauer (auf fünf- oder sechsfüssige Jamben).

Wenn also die Personen in unsern Trauerspielen in Jmben (jambischen Versen von fünf Füßen) sprechen, so geschieht diess nicht von Ungefähr oder nach blosser Willkür, sondern die Natur der Sache bringt es so mit sich. Der erhabene Ernst führt durchaus eine ganz andere Sprache, als der leichte Scherz. Und man kann in dieser Hinsicht behaupten, es sei ungegründet, dass uns im Leben niemand in Versen anrede. Man merke nur darauf, ob der, welcher einen ernsten Vortrag hält, nicht meist in Jamben sprechen wird. Der Fröhliche muntert uns in Daktylen auf, und der Klagende liebt die Trochäen. Ja — man untersuche die Trauerspiele, die in Prosa geschrieben sind, ob nicht die meisten Sätze schon von selbst wirkliche Jamben bilden? Warum soll nun der Dichter auf halbem Wege stehen bleiben, und das, wornach die Natur unaufhörlich strebt, nicht zur Vollendung bringen? Eben daher entsteht ja die Poesie, dass der Mensch das Leben gern

in der grössern Vollkommenheit auffasst, und in der Vollendung darstellt. Neigt also die Natur eines Jeden zum Verse hin, warum soll der Dichter (von dem man sagt, dass er der Ausleger Gottes sey) hinter dem Willen der Natur zurückbleiben?

Freilich muss sich die Melodie des Ganzen mit dem Leben im Einzelnen auf das ungewungenste vereinigen, so dass uns jedes schon für sich ergötzen kann. Indem uns die Mannigfaltigkeit in Charakter und Ausdruck das angenehme Gefühl der Freiheit gibt, muss uns der Wohlklang der Verse, der wie eine Musik diess alles umschwebt, noch mehr für die Schönheit des Spiels gewinnen. Von jeder einzelnen Rede müssen wir uns sagen können: gerade so spricht die Person recht, so musste sie nach den Umständen sprechen! und zugleich müssen wir mit angenehmer Verwunderung gewahr werden, dass gerade diese Worte Verse bilden, und, wie von selbst, in einem Ebenmasse hingleiten. Dieses fortwährende Zusammentreffen von Wahrheit und Schönheit erhält unsere Aufmerksamkeit in dem Gefühle des Genusses, und macht, dass unsere Seele auch bei dem grössten Interesse nie den Zustand der Freiheit verliert, der selbst den bittersten Schmerz in süsse

Wehmuth und zuletzt alles in Wohlgefallen auflöst. — Wenn aber viele gegen Verse auf der Bühne eingenommen sind, so kommt das gerade daher, weil sie sich auf eine ganz sinnliche, pathologische Weise lieber von den rohen Ausbrüchen schreiender Empfindungen hinreißen lassen, als mit wahrem, innigen Gefühl und mit Besonnenheit geniessen wollen. Der materiellen Einwirkung des Gegenstandes räumen sie alle Freiheit und Gewalt ein, um nur desto stärker erschüttert zu werden, und die höchste Kunst des Dichters setzen sie darin, wenn er sie recht lebhaft täuschen kann. Dabei muss ihnen nun freilich der Vers, der die Leidenschaft in den Gränzen der Schönheit hält, ungelegen kommen; sie werden dadurch nur an eine Mässigung und an eine Geistes-herrschaft erinnert, die sie gerade zu verlieren wünschen; mit Unwillen sehen sie die Materie in ihrer sinnlichen Wirkung durch die Form gehemmt und die Kraft durch Schönheit, wie sie glauben, beeinträchtigt. Vornehmlich ist der Vers deshalb störend für sie, weil sie den Massstab der Wahrheit (um sich völlig zu täuschen) nur in der Wirklichkeit, d. h. in ihrer eigenen Erfahrung aufsuchen. Sie fragen sich immer: geschieht dergleichen wohl? und wenn

sie in ihren Umgebungen nichts davon entdecken können, so fangen sie an zu zweifeln, und ihr eigenes Gefühl, ihre eigene Phantasie Lügen zu strafen. Sagt man ihnen, dass die Poesie weiter als ihre beschränkte Erfahrung, weiter als die zur Zeit vorhandene Wirklichkeit (aber nicht weiter als die Kraft der Natur) gehe, so nehmen sie bei dem Worte Poesie Anstoss, und verrathen es nun deutlich, warum sie eigentlich keine Verse auf der Bühne hören wollen. — Also Poesie soll es seyn, was auf der Bühne erscheint? sagen sie. Freilich, mit Poesie sind Verse verbunden, und die Dichter haben dann ganz Recht, sich ihrer zu bedienen; aber auf der Bühne erwarten wir etwas aus dem Leben, und keine Poesie. — — Fragt nun jemand, warum andere Nationen auf ihrer Bühne Verse verlangen, und die Deutschen nicht, so weiss man den Grund: sie wollen keine Poesie auf ihrem Theater. Die Deutschen wollen sich nicht dem Gefühl und der Phantasie hingeben, ohne zu fragen: wie geht das zu? Sie wollen nicht geniessen, ohne zu begreifen, wie es geschieht. Der Verstand soll ihnen von allem Rechenschaft geben. Ihnen ist es nicht genug, dass ihr Gefühl entscheide, ob Poesie auch Wahrheit sei; was sie nicht auch mit dem Ver-

stande fassen können, das läugnen sie lieber aus dem Gefühle hinweg, statt diesem sich geniesend zu überlassen, und nachher mit Verwunderung zu sagen: wie schien mir alles so wahr und so natürlich; ist es nicht wirklich, so muss es doch möglich seyn! — Der Mensch spricht durch Gestalt, durch Mienen und Gebärden, er spricht durch Bewegungen, durch Zeichen, durch Bilder, durch Farben, durch Töne. Du hörst ihn singend reden, und verstehst ihn so gut; du siehst ein ganzes Spiel von singenden Personen, und der Ausdruck ihrer Empfindungen dünkt dir so schön, so natürlich — — wie? und du fragst noch, wie es auch natürlich sei, in Versen zu reden? Ist nicht auch die Musik Sprache des Menschen, und ist nicht der Vers halbe Musik? Willst du darum keinen Gesang hören, weil dein Verstand es wunderbarlich findet, zu singen statt zu sagen, was man will. Thor, genieße doch in deiner Unbefangenheit, und danke Gott, dass du mehr empfindest, als du begreifen kannst. Wie oft sprichst du im Leben selbst: das lässt sich nicht mit Worten sagen! damit räumst du ja ein, dass es eine höhere Sprache geben müsse, als die im gewöhnlichen Leben. Mit Verwunderung hörst du, wie in einem Gedichte die gereimten Worte

dein Gefühl so treffend und so schön aussprechen, und du bekennst, es berühre das Innerste deines Herzens, und gleichwohl ist es schwer zu sagen, wie Vers und Reim dieses wirken können.

Es hat auch nicht an Leuten gefehlt, die den Reim deshalb verworfen haben, weil sie ihn nicht zu erklären wussten. Andere hingegen sind nur darum gegen Verse im Drama eingenommen, weil ihnen diese ohne Reim keine wirklichen Verse zu seyn scheinen, und, sieht man darauf, dass ihr Ohr an den blossen Rhythmus ohne Schlussharmonie, an Verse ohne Reim, nicht gewöhnt ist, so haben sie in ihrer Forderung nicht ganz Unrecht. Dem Deutschen ist der Reim ein einheimisches Gut, er trennt sich in der Poesie nicht gern von ihm, und wo er Verse vernimmt, da will er auch gereimte Verse hören. Viele befinden sich daher bei den reimlosen Jamben eines Trauerspiels beständig in dem Zustande einer unbefriedigten Erwartung, das Vermissen des Schlussklanges, des Reims, ist ihnen ein unangenehmes Gefühl. Mehrere von den neuern Versuchen haben auch gezeigt, dass man mit Dramen in gereimten Versen bei den Deutschen weit leichtern Eingang findet, als mit reimlosen Jamben. Lust-

spiele sowohl als Trauerspiele bekommen dadurch einen ganz eigenen Reitz, weil der Reim in jenen als Form des Witzes das Komische sehr befördert, und in diesen als musikalischer Wohlklang, als Ausdruck der Harmonie, die Empfindungen angenehm begleitet. Da der Reim sowohl dem Verstande als dem Herzen dient, so lässt sich denken, dass selbst ernstere Dramen mit dem völligen Gebrauch des Reims ohne Verletzung der innern Freiheit möglich sind. Seine Wirkung ist nach der jedesmaligen Anwendung so verschieden, dass er nicht bloss lyrischen Stellen, sondern auch den besonnenen Aeusserungen des Verstandes, der Rede, zuspricht. Vielen bleibt es daher gar nicht mehr zweifelhaft, dass französische Trauerspiele, die überdiess auf Pathos und Wohlklang berechnet sind, im Deutschen ohne den Reim unendlich verlieren, und es ist zu vermuthen, dass sich endlich auch Uebersetzer finden werden, die ihnen den geraubten Schmuck wieder verleihen. Nicht Theorien, nur glückliche Versuche, die unmittelbar ans Gefühl gehen, können hierüber entscheiden. So könnte es sich zuletzt wohl gar fügen, dass nicht nur Verse, sondern sogar gereimte Verse mit der Zeit auf unserer Bühne immer allgemeiner würden, und bei

einmal erwecktem Genuss so in Gebrauch und Gunst kämen, dass man Dramen in der Sprache der nüchternen Prosa künftig reitzlos fände. Und nicht unwahrscheinlich ist es, dass hiermit auch die Schauspiele allmählich poetischer werden müssten, weil Sprache und Inhalt in der genauesten Verbindung stehn, und eins das andere hebt und befördert. — Auch der Zuschauer würde sich dabei allmählich der Beschränkung entwöhnen, nur die Alltäglichkeit in Form und Inhalt auf dem Theater zu erwarten, und nur diese als den Massstab der Wahrheit zu gebrauchen. Indess versteht es sich von selbst, dass dadurch das Drama nicht an Freiheit und innerm Leben verlieren, und bloss in Klingklang und Versmacherei ausarten müsste, wie wir diess leider jetzt schon an manchen reimlosen jambischen Trauerspielen sehen. Ein solcher Missbrauch, den das bloss fertige, mit allen Formen spielende Talent ausübt, ist für die Kunst selbst kein Vorwurf. Diese weiss nichts von Mitteln ohne Zweck, von blosser Form ohne Inhalt, sondern, indem sie schaffend eins für das andere erfindet, erweitert sie mit den Mitteln nur ihre Kraft, und bildet von innen heraus sich ihre passenden Schranken, deren Form nur Folge ihres freien Gedankens ist. Eins

dient dem andern in unzertrennlicher Eintracht, und beim Anblick, beim Genuss können wir es nicht erspähen, wo zuerst Form und Gedanken sich berührt, und welches dem andern geschmeidiger und gefälliger sich fügte.

Aber der Reim, sagen Einige, erinnert durchaus an eine Willkür, und an den Dichter, der damit umging; wir können uns nicht denken, dass eine handelnde Person in ihrer Unbefangenheit so spricht, sie redet nur gezwungen, nach Vorschrift. — — Diese Beschuldigung, so wahr sie im Einzelnen seyn mag, trifft der Gebrauch des Reims im Allgemeinen ganz und gar nicht, und weder eine Willkür, noch eine Verletzung der Freiheit findet hier Statt. Es ist damit eben so, wie mit den Versen überhaupt, und wie mit jeder Aeusserung in einer bestimmten schönen Form. Zur Rechtfertigung frage man sich nur selbst: hat hier das Herz nicht so recht gesprochen? Würdest du es anders, würdest du es besser sagen. Du antwortest Nein. Wenn ich diesen Vers für sich betrachte, so dünkt mir das Gesagte gerade recht und schön, ja ich möchte auch nicht ein einziges Wort darin verändern. So betrachte hierauf den zweiten. Ist hier der Satz nicht auch passend und der Gedanke gerade recht, mit diesen Worten

gerade schön? Fehlt ihm seine Natur und Freiheit? Du musst wieder bekennen: ich würde eben so gesagt haben. Also — wo ist nun der Zwang, wo die Willkür? Vermuthest du es nur wegen des Reims? Dein Gefühl sagt dir nichts davon. Du magst dich wundern, ja es wunderbar finden, dass so die Gedanken in ihrer Freiheit im Einklang der Worte zusammentreffen, und dass dich selbst im Mitgenusse ein magisches Band umgibt: geniesse, und lass dir das Wunder gefallen, das dich so freundlich ergötzt. Sieh! frei und schön erklang dir der erste Vers; er weiss nichts von dem zweiten, und dieser ist wieder zu stolz, etwas vom ersten zu wissen. Nach dem innern Drange tritt jedes dreist hervor, und kaum dass sie sich erblicken, so erkennen sie sich als Brüder. Aber das ist gerade das Rechte, das Schöne; sie kommen beide aus einer Heimath, aus dem Herzen, und wie die Gedanken zu gleicher Mitwirkung aus dem Innern hervorgehen, so mögen sie auch äusserlich im Einklange sich begegnen, weil nur ein Gefühl sie umfängt. — Hast du den ersten Vers dir erst gefallen lassen, so wird dich sicher auch der zweite überlisten; wahr spricht jeder für sich, aber in Schönheit gewinnen dich beide, und du kannst

nicht entrinnen. Wolltest du dich auflehnen, so durftest du nicht säumen, beim zweiten ist nicht mehr Zeit, dich wortbrüchig gegen den ersten zu wenden. — Aber was sträuben wir uns, und geben uns nicht lieber willig gefangen, da uns der Einklang auf seinem Flügel-paar so sanft und schön erhebt, und uns leisen Fluges mit sich fort zur wärmeren Sonne trägt? So lasst auch das Leben auf der Bühne vor uns harmonisch sich bewegen, dass wir hier erlangen, was das Herz wünscht, und was uns daheim nur selten begegnet.

Wollen einige beim Reim nur an den Dichter denken, was würden sie dann von einzelnen gereimten Gedichten sagen, worin bald ein Fischer, bald ein Hirt, bald ein Jäger, bald ein Krieger von seinem Thun und Leiden spricht, und singend sein Herz eröffnet? Hören sie hier auch nur Worte des Dichters, oder nicht vielmehr Gedanken der Empfindenden selbst? Werden sie hier nicht auch in bestimmte Verhältnisse versetzt, und theilen sie nicht einerlei Empfindung mit den dargestellten Personen? Alle diese einzelnen Gedichte aber — sind sie nicht als einzelne Auftritte, als einzelne Scenen des Lebens, und als Punkte von einem grossen Drama zu betrachten? Können nicht

auch Personen und Handlungen auf einer solchen Höhe der innern Thätigkeit und Empfindung gedacht werden, dass sie in Verbindung mit einander ein poetisches Drama geben? Wer will es hier verwehren, dass die Personen in diesen oder in jenen Versen reden, wenn es gerade ihre Empfindung so mit sich bringt? Da das Drama das ganze Leben umfasst, so lässt sich nicht einmal mit Gewissheit sagen, dass irgend eine Versart darin niemals vorkommen könne. Es wird nur darauf beruhen, in welcher Proportion, in welchem künstlerischen Verhältnisse das Ganze spielt, und ob die Handlung von selbst Scenen herbeiführt, wo Willensäusserungen und lyrische Ergiessungen gerade in dieser oder in jener Versart und Sprachmelodie dem Zuschauer nicht nur willkommen, sondern den sprechenden Personen ganz natürlich sind. Dass aber eine solche in einem grossen, weiten Verhältnisse gewagte Verbindung eines Ganzen, wenn sie kein buntes Gemisch, sondern am Ende eine schöne Uebereinstimmung zu einem Ton und Geiste werden soll, kein leichtes Werk sey, ist ausser allem Zweifel. Wir sehen indess, wie sich der Gesichtspunkt erweitert, wenn wir das Drama auf die poetische Höhe stellen, und es als die vollen-

detste Poesie betrachten, die alle Poesien unter sich begreift. Hier kann es, mit Rückblick auf jene Einzelheiten, die man vorzugsweise Gedichte nennt, keinem mehr auffallen, wenn er eine ganze Handlung, das Symbol eines ganzen Lebens, kraftvoll und frei und dennoch im Ebenmasse des Wohlklangs sich bewegen sieht, und das ist es gerade, worauf die Vollendung des Dramas beruht. — Wahrheit und Schönheit, Freiheit und Nothwendigkeit, beides geniessen wir hier zugleich, mag das geregelte Schauspiel Lustspiel oder Trauerspiel heissen. Denen muss es also ganz an Sinn für Harmonie fehlen, die die freie Handlung nicht mit dem Ebenmasse des Verses verbinden können, und gleich die Schönheit von sich werfen, um nur die Wahrheit desto roher zu geniessen. Ihnen zu Liebe muss sich der Schauspieler alle Mühe geben, ja keinen Vers hören zu lassen, und bei manchem ist diess sogar allgemeiner Grundsatz der Deklamation. Kann aber wohl eine grössere Thorheit in der Kunst gedacht werden, als dieses Widerstreben, dieses Trennen und Auflösen eines künstlichen Gewebes? Wozu hat der Dichter in Versen geschrieben und gesungen, wenn wir sie nicht hören sollen? Gelang ihm sein Fleiss, so müssen die Sätze seiner

Rede bei einem ungezwungenen Vortrage von selbst in wohlklingenden Versen hingleiten, und verblendet oder undankbar muss der Dichter uns nennen, wenn wir nicht mit ihm geniessen, was er uns gab, wenn wir sein Geschenk zerstören, wenn wir den Schmuck des herrlichsten Gewandes zerreißen wollen, um nur den Stoff davon zu gebrauchen. Nein! lasst uns mit ihm das Leben in seiner Schönheit ergreifen, mit ihm lachen und singen, mit ihm klagen und frohlocken und mit ihm seines Gastmahls uns freuen.

Ueber die Weimar'sche Bühne.

[1808.]

Da häufig von den Vorzügen, wenigstens von den Eigenheiten der Weimar'schen Bühne die Rede ist, und es sich auch erwarten lässt, dass sie unter der Leitung und dem unmittelbaren Einflusse des grössten deutschen Dichters eine eigene, bestimmte Gestalt angenommen habe, durch welche sie sich vor vielen andern auszeichnet, so wird es nicht überflüssig, noch uninteressant seyn, einmal genauer zu untersuchen und darzuthun, worin die Vorzüge oder Eigenheiten derselben eigentlich bestehen.

Wenn wir einen Blick auf die übrigen, besonders auf die geringern Theater in Deutschland werfen, und den herrschenden Ton derselben, der fast allen gemein ist, mit der Spielart der Weimar'schen Bühne vergleichen, so

finden wir, dass es vornehmlich drei Eigenschaften sind, die diese vor den meisten der übrigen kenntlich machen. Diese bestehen in der Natürlichkeit, in dem Spiel der Mässigung, und in der symbolischen Anordnung, welches alles dreies den Begriff der Idealität und Schönheit in sich schliesst. Die Natürlichkeit, da Jeder spricht, wie eben ein fühlender, handelnder Mensch nach dem Triebe seiner reinen oder bessern Natur im Leben zu sprechen pflegt oder in solchen Verhältnissen sprechen würde, zeigt und erhält sich besonders durch die Vermeidung zweier Fehler, der Geziertheit und des unnöthigen Wichtigthuns. Viele Schauspieler glauben schon unmittelbar den Ausdruck der Schönheit damit zu erreichen, wenn sie in alle Bewegungen, Stellungen, Mienen und Gebärden eine gewisse Zierlichkeit legen, und ein abgemessenes, tanzmeisterliches Betragen beobachten. Sie treiben mit den blossen Mitteln der Schönheit, in Haltung, Biegung und Gebrauch der Glieder ein eitles, leeres Spiel, und über und über zierlich meinen sie, den feinsten Ton getroffen und das Betragen der gebildetsten Zirkel und der grössten Höflinge erfasst zu haben. Und wäre diess auch, so bedenken sie nicht,

dass diess schon eine nachgeahmte Bestimmtheit ist, die nur passt, wenn jene Personen wirklich kopirt werden sollen, und dass jenes Betragen der Zierlichkeit (Ausdruck ohne Bedeutung) eben so wenig die reine, würdevolle, ästhetische Schönheit gibt, als schöne, zierliche, moderne Meubeln zu den Werken der schönen Künste gehören. Es ist diess ein falsches Ideal, das sie sich machen, ein Verwechseln oder Vertauschen der bloss gesellschaftlich erzielten Vollkommenheit (wo es wenig zu handeln und auszudrücken gibt) mit der Vollkommenheit der freier entwickelten Natur, die schon das Höhere in sich trägt. Man frage nur die übrigen Künstler, Bildhauer und Mahler, wie wenig sie von dem Vorrathe dieser schönen Bewegungen, von diesem Figuriren gebrauchen können. In allen Künsten ist es eine Regel für den guten Geschmack, die falsche Grazie zu vermeiden. Diese nichts sagende Zierlichkeit zeigt auch ihren nachtheiligen Einfluss da, wo es wirklich etwas zu sagen und auszudrücken gibt. Hier wird sie ein Wichtigthun, ein Bestreben, auf eine Sache mehr Gewicht oder in ein Wort mehr Bedeutung zu legen, als wirklich darin vorhanden ist. So wie der Körper bei diesen Zierlichen bis auf die Fingerspitzen agirt,

so muss es besonders auch ihre Zunge. Jede Sylbe wird gehalten und gepresst, jeder Laut wird bestimmt gerundet und heraus gehaucht, bald ist es ein Lispeln, ein Flüstern, bald ein Hervorholen aus voller Brust, bald ein Dehnen und langsames Verweilen auf einem einzigen Worte, als ob darin ein ganzes Königreich läge, bald wieder ein Hervorprallen damit, als ob es die schnelle Rettung eines brennenden Kapitols gälte. Weil aber in allen solchen Manieren keine zweckmässig bestimmte Wiederkehr ist, und die Zierlichkeit auf diese Weise in tausend Windungen nur die Rede wichtig machen und prächtig erheben soll, so kann aller Aufwand davon bei dem Unbefangenen, der seine Besinnung und seine Natürlichkeit noch nicht verloren hat, keinen erspriesslichen Eindruck, vielmehr nur ein Lächeln hervorbringen. — Von diesen Fehlern nun ist die Weimar'sche Bühne (bis auf wenige Anfänger) so völlig frei, dass der Schauspieler, der hier mit solchen Schönheitsmanieren auftreten wollte, Gefahr lief, auf der Stelle ausgelacht zu werden. Es ist diess nicht nur Ton des Theaters, sondern Ton der ganzen Stadt, wo kein Fehler mehr gehasst und weniger geduldet wird, als Affektation. — Ja man hat sogar Beispiele, dass Personen

bei allen übrigen Vorzügen mit diesem Fehler auf dem Theater zu Weimar, selbst bei einem längern Aufenthalte, fortwährend so oft verspottet und verlacht wurden, bis sie, bei der Unmöglichkeit, eine alte Gewohnheit abzulegen, endlich unwillig das Haus und den Ort verliessen, und an andern Orten — fast zu ihrer eigenen Verwunderung — mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurden.

Die zweite hervorstechende Eigenschaft der Weimar'schen Bühne ist ein Spiel der Mässigung (etwa einen oder zwei Schauspieler ausgenommen, deren heftige Natur alle Bekehrung vereitelt). Diese Mässigung, die anfangs in der Ausübung oft erst durch Kunst bewirkt werden muss, hat gleichwohl ihren Grund in der Natur selbst, aber in derjenigen, die vollkommener und vollendeter ist, als die rohe Wirklichkeit. Indem sie auf Fassung, auf Würde, auf Selbstständigkeit, auf der selbst im höchsten Affekt noch möglichen Besonnenheit einer kraftvollen, edlen Seele beruht, führt sie unmittelbar zu jener wohlgefälligen Harmonie, die in der Kunst geistvolle Schönheit und der höchste Zweck der Kunstbestrebungen ist. Aber weil sie mit der Wahrheit nur durch höhere Vollendung eins wird, so gehört auch

von Seiten des Zuschauers schon eine Art von Vollendung, wenigstens mehr als gewöhnliche Bildung dazu, um eine theatralische Vorstellung auf dieser Stufe nicht nur allseitig zu geniessen, sondern sie, im Besitz der eigenen Harmonie, sogar zu fordern. Dieser Gipfel der Kunst wird schwer und in der Ausübung wohl von keinem Theater, auch nicht vom Weimar'schen völlig, doch gewiss mehr von diesem als von vielen andern erreicht. Alle moderne, besonders nördliche Bildung steht grösstentheils nur auf dem Standpunkte der Wahrheit, und verlangt diese um so heftiger und roher, je roher sie selbst noch ist. Jene zierliche Umwindung mit der Affektation rettet hier nicht; gilt es einmal das Gefühl, und sollen Andere gereizt und gerührt werden, dann geht es über alle Gränzen und man sieht gewöhnlich nur die Kreatur, die zu Gott schreit. Auf Fleisch und Blut, nicht auf den Geist, der das Ganze überschaut, ist das Rufen und Schreien und Gestikuliren auf den meisten Theatern gerichtet. Sie wimmern, dass sich ein Stein erbarmen möchte. Wer kann nur den Ton ihrer Stimme hören, ohne schon Mitleid zu fühlen. Kinder sitzen und weinen, und wenn man fragt, warum, so wissen sie es selbst

nicht. Sympathetisch, pathologisch sind sie bewegt und erschüttert, nicht durch die Idee und die Betrachtung eines verhängnissvollen Zustandes, worin sie eine handelnde oder leidende Person erblicken, sondern schon durch den Jammerton der Stimme. Ja man lasse die Schauspieler nur unverständliche Worte, nur unartikulierte Töne heulen, und sehe, ob sie nicht rühren und erschüttern werden. — Und geht es auf Erhebung des Gefühls, wie pathetisch treten alsdann die meisten daher! Jede Stelle, wo von Ehre und Tugend die Rede ist, steigern sie mit ihrer Stimme bis zur Begeisterung eines göttlichen Ingrimms, und weil den Zuhörern das, was sie sagen, gefällt, so glauben diese auch, die Art, wie sie es sagen, sey die rechte. Man sieht es gleich den Personen auf der Bühne an, dass sie Zuschauer haben. Sie handeln und reden nicht für sich und unter sich, sondern rufen immer das Parterre an. Daher wird jede Bewegung zu einer Gestikulation, jede Rechtfertigung zu einer Predigt, und jeder leidende arme Sünder zu einem öffentlichen Redner. Statt zu handeln, hantieren sie, sie sprechen nicht mit einander, sie deklamiren. Ja, Deklamation ist ihr Losungswort, nach aussen muss die Rede

schallen, denn von dort soll der Beifall kommen. So wird das Theater zur Kanzel, zur Rednerbühne, zum Richtplatz, statt dass es einen Aufenthalt zeigen sollte, wo Personen unter sich, unbekümmert um einen dritten, frei sich regen und bewegen, und, geleitet durch den innern Richter der Schönheit, gegen einander nur nach ihrem Charakter sich handelnd offenbaren. — Von diesem pathetischen, deklamatorischen und sentimentalischen Wesen sieht man auf der Weimar'schen Bühne wenig oder gar nichts, Wer einmal leidet, der muss würdig leiden, wer die Stimme erhebt, der muss mit Gott oder seinem Volke reden, wer mächtig einherschreitet, der muss wandeln im Bewusstseyn seiner Grösse. Nicht der schreiende Schmerz soll verwunden; die Würde des Leidenden soll die gerührte Seele erfreuen; nicht der Sturm der Leidenschaft soll unser Blut aufschrecken, sondern die stürmende Gewalt, welche im Ebenmasse bleibt, den erschütterten Geist in einem erhabenen Staunen erhalten; nicht ein weiser Spruch, ein Kraftwort von Ehre und Tugend, ein Aufruf der leidenden Menschheit soll uns gegen die Ungerechten in Stadt und Vaterland empören, nein, das Ganze mit aller Tugend und Schönheit soll uns wie

mit den gemeinsamen Gütern aller Menschen erl ben und erquicken, und beim Anschauen der allgemeinen Harmonie uns zuletzt wie mit dem Anblicke einer vollkommnern Welt in Entzücken versetzen. Heftiger reitzt zwar die Wahrheit einzeln und abgerissen, aber sie wirkt nur zerstörend, gibt uns nicht reine Freude, sondern Unruhe, und lässt endlich wohl gar das Missvergnügen in uns zurück, dass wir nicht selbst helfen und zuspringen können. Solche Anreizungen lieben aber gerade die Meisten, und deshalb spielen auch die meisten Theater diesem gemäss, und — wer eben von dieser Berauschung kommt, dem möchte es schwerlich vor der Weimar'schen Bühne gefallen, wo man ihm keine Empfindung aufdringt und einpredigt, sondern wo alles für sich seinen ruhigen, schönen Gang geht. Dieses Spiel wird ihm freilich gegen jene Raserei, wo alles auf Erregung des Affekts hinarbeitet, kalt und nüchtern und steif dünken, aber bei aller Gefahr, wirklich zuweilen in solche Fehler zu verfallen, muss man doch diesem geistreichen, würdevollen, gemässigten Spiel die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass es nach dem höchsten Gipfel der Kunst strebt. — Der letzte Vorzug ist eine symbolische Anord-

nung, sowohl in Absicht der Personen, als des dienenden Schauplatzes. Man könnte die Beschränktheit des Raums für die Ursache davon halten, aber man sieht es auch bei andern Gelegenheiten, wo jener nicht einwirkt, dass diess Grundsatz ist. Alles wird so angeordnet, dass es im Kleinen ein Bild vom Grossen gibt, niemals das Grosse, das Wirkliche selbst, alles so gefügt, dass aus dem Geringern das Grössere geahndet wird und auch die Phantasie ihren Spielraum behält. Die Volksgruppen erscheinen gewöhnlich meisterhaft, frisch eingreifend, sich zudrängend und durchaus lebendig. Ihr Verhältniss zum Raum gibt die beste Täuschung, nicht die Menge, nicht die Unordnung, nicht der Tumult. Einzelne Gefechte, Trompeten, die aus der Ferne erklingen, zaubern schon aufs Schlachtfeld, ohne dass ganze Heerschaaren und wohl gar ganze Schwadronen zu Pferde erscheinen. Was will man mit allen diesem kriegerischen Getümmel, mit diesen Lagern, Schlössern und grossen Waldgebirgen? Verlangt man diese Dinge wirklich und leibhaftig, so gehe man hinaus, wo man das sinnlich Gewaltige weit besser sehen kann. Eine Schlacht oder ein ganzes Schweizergebirge auf dem Theater wird lächerlich, und ist für die Kunst

eben so unstatthaft wie das Anstreichen und Bekleiden einer Statue, die ja doch nicht lebt. Geht man nur darauf aus, die Sinne zu beschäftigen und ewig zu reitzen und zu zerstreuen, — wie kann man denn jemals hoffen, ein Publikum zur Kunst zu bilden, in welcher Idee und Geist die Hauptsache bleibt? Zeigt Bilder für Kinder, für Männer im Bilde den Schauplatz der Welt!

Beförderungsmittel der Schauspielermimik.

Man muss bei den meisten Theatern staunen, den grössten Theil der Schauspieler nicht nur immer dieselben Bewegungen machen zu sehen, sondern sogar zu bemerken, dass sie deren nur sehr wenige in Gebrauch haben. Es ist gewöhnlich ihr eigner Charakter oder vielmehr ihr früheres Naturell, das sich darin ausspricht; oder es sind höchstens gewisse Angewöhnungen, gewisse Manieren, die sie angenommen haben, und die sich gerade am besten mit ihrem Geist und Temperament vertragen. Jahre vergehen oft, und sie bleiben immer dieselben, und wenn sie auch in dem gewöhnlichen Theaterwesen der Dreistigkeit und Gewandheit zunehmen, und sogar ihrer Stimme mehr Ausdruck und Empfindung zu geben wissen, so bleiben sie doch in

der äussern Vorstellung, in der Annahme einer andern Persönlichkeit, in Haltung und Bewegung sehr zurück. Wie sie heute mit der Hand die Luft durchschneiden, so thun sie es morgen wieder, und selten, dass sie ihre Persönlichkeit einmal vergessen; an drei Bewegungen haben aber die meisten genug, oft sind es nicht einmal so viele. Eine gewisse Haltung des Kopfs, eine gewisse Richtung des Blicks macht sie fast in jeder Rolle kennbar. Ein jeder hat seine Gewohnheit im Hin- und Herschreiten, im Drehen und Wenden, oder im plötzlichen Stillstehen. Manche blicken mit den Augen erhaben herab und strecken die Hand wie einen Meilenzeiger aus, und dieselbe Bewegung wiederholen sie ohne Aufhören. Ein Anderer schneidet mit den Händen und Armen seine Triangel nach wie vor: Ein Dritter wagt sich damit gar nicht in die obern Regionen, sondern begnügt sich mit den Rudern der Handfläche. — Und nun sehe man auf die handelnden Menschen in der Welt: wie verschieden, wie unendlich mannigfaltig sind ihre Bewegungen! Jeder regt und benimmt sich anders, und hat noch dazu seine besondern Angewohnungen. Ja man beobachte nur ein einziges Glied, den Kopf, die Hand, und verfolge alle Möglichkeiten der

Bewegung, ob man wohl den ganzen Reichthum des Ausdrucks erschöpfen kann! — Freilich ein wirkliches Genie von Schauspieler darf sich nur in die Idee, in den Charakter des Menschen versetzen, und die sichtbaren Aeusserungen kommen von selbst. Da das Genie aber überhaupt eine Erscheinung ist, die die Natur nur hervorbringt, wenn sie ihr Jubiläum feiern will: so muss man darauf niemals rechnen, sondern sich an das blosse Talent halten, das erst mit besonderem Fleiss sich die nöthigen Geschicklichkeiten zu eigen macht. Vor allem wird Jeder, der eine Kunst ergreift, sich die mancherlei Mittel zu erwerben, oder in seine Gewalt zu bekommen suchen, die zur Ausübung derselben gehören. So muss der Musiker seinem Instrumente erst alle Töne abgewinnen, ehe er über seinen Geist gebieten kann. Der Maler muss mit der Mischung der Farben lange umher spüren, ehe er des Anblicks der Venus gewürdigt wird. Und auch der Dichter hat mit Vers, Rhythmus und Reim manchen Kampf zu bestehen, ehe sie ihm nach Willen gehorchen. Warum will also jener Bildner, den wir den Schauspieler nennen, sich nicht einer gleichen Mühe unterziehen? Nur dann werden ihm mit kluger Anwendung bei jeder Rolle die rechten

Mittel zu Gebote stehen, wenn er sich überhaupt in einen grossen Vorrath derselben gesetzt, und sich den Gebrauch derselben durch Vorübungen erleichtert hat. Dazu möchte aber nichts dienlicher seyn, als andere Leute fleissig nachzumachen. Hiermit könnte das Schauspielerpersonal am füglichsten bei sich selbst anfangen, und jeder den andern mit seiner Mimik bereichern, damit man doch an jedem nicht immer dasselbe sähe. (indess müsste solches nicht immer bloss persiflirend geschehen.) Sodann könnte man damit an seinen Freunden fortfahren, und deren Charakter in ihrem eigenthümlichen Verhalten und Betragen entweder für sich auf dem Zimmer oder zur Belustigung in der Gesellschaft Anderer darzustellen suchen. Darauf übte man seine Kunst an den Nachbarn und ginge immer weiter, bis man das ganze Viertel der Stadt in seiner Gewalt hätte. Die eine Woche schenkte man diesem, die andere wieder einem andern seine Aufmerksamkeit; an volkreichen Strassen, an Märkten, überall setzte man seine Beobachtung fort, jedes Alter, jeder Stand müsste seinen Tribut an die Mimik abliefern, und die Ausgezeichneten liesse man gerade am wenigsten durchschlüpfen. Die Kunst ruhet im Ganzen, und

durch die Einzelheit kommt man zuletzt der Ganzheit näher. Ohnehin gibt man die Regel, dass man, um den Charakter eines Andern zu begreifen, nur auf einen Augenblick seine Manier und Bewegung anzunehmen brauche. Diese Vorschrift ist ganz für die Schauspieler gemacht, und es wäre Schade für ihren Beruf, wenn die Befolgung derselben nicht zugleich für sie eine Quelle des Vergnügens seyn sollte.

Ein zweites Mittel für ihre Mimik möchte darin bestehen, dass sie ihre Rolle vorher nicht nur sprechend; sondern auch bloss stumm memoriren, und sie mit dem blossen Gedanken an die Worte äusserlich in Bewegung und Haltung mit Mienen und Gebärden darstellen müssten. Es kann nicht fehlen, dass sie dabei von selbst mehr Aufmerksamkeit auf die äussern Zeichen und deren Mannigfaltigkeit richten würden. Beim Deklamiren täuscht man sich leicht, und, indem man lyrisch und sympathetisch wirkt, glaubt man die Sache und die Person auch darzustellen, was aber gar leicht darüber versäumt wird. Freilich — wie hier das Wort sich häufig den Ausdruck des Betragens zuschreibt, und es allein ersetzen will, so kann mit der blossen Mimik auch leicht der umgekehrte Fall eintreten, dass

diese sich zu mächtig über die Rede verbreitet. Allein, wo einmal der Vorrath an Bewegungen zu geringe und das ganze Aeussere zu einförmig ist, da kann diess Mittel wenigstens vor der Hand gewiss gute Dienste thun; und nicht nur die Mannigfaltigkeit, auch die Schönheit der Bewegung müsste (ohne Absonderung von der Wahrheit) dadurch gewinnen. Tritt nachher die Deklamation hinzu, so wird von selbst eins das andere mildern und bestimmen. Der Schauspieler bleibt ja über beides Herr, und wird erst ein rechter Herr werden, wenn er über vieles zu herrschen hat.

Ueber die Idee eines Kunsttheaters.

Da der Geschmack des grössern Publikums in Deutschland, wie man von allen Seiten klagen hört, so schwankend, so unbestimmt, und, man kann wohl sagen, noch so wenig gebildet ist, so muss es einen Jeden, der das Wesen und Treiben in den schönen Künsten mit ansieht, in Verwunderung setzen, wie man hoffen kann, darin vorwärts zu schreiten, so lange man den Geschmack des Publikums zum Massstabe und zur Richtschnur annimmt. In der epischen und lyrischen Poesie ist diess nicht so sehr der Fall, weil darüber von Männern, die das Gelungene und Schöne mehrerer Zeiten und Völker vor Augen haben, gewacht und eine fortwährende Kritik ausgeübt wird. In der dramatischen Poesie aber schaltet und waltet das grössere Publikum fast ganz allein, und sein Beifall entscheidet

über den Geschmack, der auf den Theatern herrscht. Ja diese sind so abhängig davon, dass ihre Hingebung und Folgsamkeit gegen das Publikum sie von der Kunstkritik fast ganz getrennt und losgesprochen hat, so dass nun auch das Kunsturtheil allmählich anfängt, sich wenig um sie zu kümmern. Die Theaterkasse ist ihre Kritik, diese allein entscheidet für sie über den Werth eines Stücks, dieser allein haben sie zu gehorchen. Sorgfältig lauscht man daher, wie das Publikum gerade gesinnt und gestimmt sey, und worin die Dinge eigentlich bestehen, welche auf dasselbe den meisten Eindruck machen. Sind es prächtige Aufzüge, schöne Dekorationen, Wagen und Pferde, — gut, man muss dergleichen öfters bringen und keine Kosten scheuen, denn es verlohnt sich ja. Sind es blinkende Helme, rasselnde Schilde, klirrende Säbel — gut, man muss für dergleichen öfters sorgen. Sind es Zaubereien, Verwandlungen, leichtfertige Lieder und ein buntes Gemisch durch einander — gut, man muss mehr solche Gerichte auftragen. Und immer fasst man die Kennzeichen des Beifallswerthen nach den äusseren Merkmalen auf. Daher gesellt man jedem Stücke, das Aufsehen macht, gleich ein ansehnliches Gefolge von ähnlichen Stücken bei,

wenn diese auch nur das Kleid von jenem tragen. War es ein Schauspiel mit Gefechten, so müssen es lauter Ritterstücke seyn, die darauf die Bühne füllen. War es eine Oper mit Verwandlungen, so müssen lauter Zaubereien folgen. War es ein Stück mit häuslichem Elend, so müssen nun Familienstücke erscheinen. — Kann die Kunst dabei gewinnen? Kann das Publikum dabei seinen Geschmack verbessern? — Ja, die Theater sind so weit entfernt, sich um die Bildung ihrer Zuschauer zu bemühen, dass sie sich, wie zu ihren geringsten Launen, so zu ihren grössten Schwächen, und zwar so weit herablassen, bis diese selbst darüber unwillig werden, und sie mit ihrer Gefälligkeit zurückweisen. Wo ist da noch an ein Fortschreiten der Kunst zu denken? — Diesem Wechselübel, wo einer den andern verderbt und immer mehr herunterzieht, ist durchaus nicht abzuhelpen, so lange sich die Theater nur als Gesellschaften betrachten, die das Publikum für Geld belustigen. Möchte immer eine grosse Menge von Bühnen sich dieser Bestimmung überlassen, wenn dabei wenigstens nur ein einziges Theater vorhanden wäre, das sich durchaus der Kunst widmete. Ein solches Kunsttheater müsste von dem Gelde des Publikums

völlig unabhängig seyn, und sich dem Gebiete des Schönen frei hingeben, ohne sich nach der Mode oder dem herrschenden Zeitgeschmacke zu richten; das Publikum müsste dabei nur experimentalisch mitwirken. Alles Vortreffliche und Schöne in der dramatischen Kunst müsste sich hier im vollen Glanze darstellen, und sein Andenken von Zeit zu Zeit erneuern. Stücke aller Art, von ganz verschiedenem Styl und Inhalt, müssten hier erscheinen, und auch die kühnsten Versuche das Denkbare und Mögliche erproben: nach allen Seiten müsste sich das Gebiet der Kunst entfalten; der genialen Erfindung eröffnete sich dann ein weiter Spielraum: wie das Alte sich erneuete, gingen im steten Wiedergebären auch neue Gestalten hervor. In dieser Freiheit würde der Dichter seine Kräfte, und die Kunst ihre Gränzen kennen lernen. Das Publikum selbst würde seine Stärke aufgeregt fühlen, und endlich erfahren, welcher Entwicklung überhaupt der menschliche Geist fähig ist. Sich verwundernd über Wirkungen, die der Phantasie bisher unbekannt blieben, würde es sich bald mit einer seltenen Neugier den ungewohnten Erscheinungen hingeben, und endlich nicht mehr wünschen, auf dem Theater nur sich und seine Hausgenossen zu

sehen. Allmählich aus seinem engen Kreise fortgerissen, würde es bald Interesse für die menschliche Natur überhaupt gewinnen, und, mit dem höhern poetischen Genusse vertraut, im Anschauen der Kunst nicht mehr nach dem blossen Widerschein seines beschränkten Lebens zurück verlangen.

Will zu dem allen aber in Deutschland sich keine Aussicht eröffnen, die eine Erreichung dieses Ziels verspricht, nun so darf man mit der Erkennung des Uebels doch wenigstens eine Annäherung zum Guten hoffen, und bis dahin dem Herzen vergönnen, sich etwas zu wünschen, das bei allen Hindernissen doch nicht unmöglich scheint!

Schreiben deutscher Lustspieldichter an
H. Cotta in Tübingen.

[1807.]

Verehrungswürdigster Gönner.

Ihre Preisaufgabe auf das beste Lustspiel hat grosse Sensation erregt, Unser Staunen darüber war so gross, dass wir uns nicht bis zum Mit-
tewoch (unserm gewöhnlichen Versammlungs-
tage) gedulden konnten, um unsere Empfindun-
gen darüber auszulassen, sondern es entstand
gleich ein ausserordentlicher Zusammenlauf.
Und der Wirth zum wilden Mann wurde ganz
bedenklich, als wir alle, wie mit einem Mun-
de, heute Wein forderten. Sie wissen, meine
Herren, sagte er, nichts gegen den Staat, nichts
gegen die Religion, nichts gegen die guten Sit-
ten! und es war fast, als ob er von dem Inhalt
der Preisaufgabe eine kleine Ahnung gehabt

hätte. Wir aber schrien ohne Unterlass: drei hundert Dukaten für ein Lustspiel — drei hundert Dukaten! est ist ausserordentlich! und einige sprangen Decken hoch, andere noch höher. Und wie wir uns so ein wenig ausgelassen, und den Wirth fortgeschickt hatten, setzten wir uns um den Tisch, und tranken Ihre Gesundheit. Darauf nahm unser Präsident das Morgenblatt in die Hand, küsste es und sprach: *Aurora musis amica*. Ja wohl mit Recht sagen wir: die Morgenstunde hat Gold im Munde. Hier ist die Bestätigung. Darauf las er das Kapitel von den Preisaufgaben vor, das als ein Wort des Trostes (*evangelium*, freudige Botschaft) mit grosser Stille angehört wurde. Nach einer kurzen Danksagung an die Musen (in weiblichen Reimen) begann die nähere Betrachtung. Der Preis auf die Satyre wurde gleich mit Stillschweigen übergangen, weil es bei uns ein ausgemachter Lehrsatz ist, dass die Satyre nicht zur reinen (sondern zur unreinen oder angewandten) Poesie gehöre. Zum Trauerspiel hatten wir auch keine Lust, wegen der drückenden Zeiten, die uns zu nahe liegen, als dass darüber schon eine poetische Traurigkeit entstehen könnte. Der Artikel aber vom Lustspiele wurde gleich zu Protokoll genommen.

Indess, wie wir so dabei waren, jedes Wort — unserer Gewohnheit nach — näher zu erwägen, fanden sich so viele Bedenklichkeiten, dass unsere freundlich gerundeten Gesichter immer länger wurden, und wir endlich selbst das Trinken darüber vergassen. Zuerst fiel uns der Zusatz auf, dass wir auf die Thorheiten, Sitten und Gebräuche in Deutschland Rücksicht nehmen sollten. Also, sagte der Intriguendichter, mit einem freien Spiele von List und Gegenlist darf ich nicht kommen; und der Charakterendichter sagte: also mit einer Darstellung allgemein interessanter Charaktere ist es nicht genug, die Thorheiten dieser Zeit sollen darin abge schildert seyn. Freilich, fuhr der Präsident fort, das Stück soll ein Zeitinteresse haben, nicht etwa wie die Mitschuldigen, von dem man sagt, dass es zu allen Zeiten und unter allen Menschen wahr bleibe, sondern wie alte und neue Zeit von Iffland, oder noch deutlicher wie der Magnetismus. Wie der Präsident diess gesprochen hatte, wurde die Traurigkeit immer grösser, denn jeder dachte, da die genannten Stücke schon jetzt nicht mehr ganz passen wollten, dass es dem zu krönenden Lustspiele wohl nicht besser gehen könne. Endlich fuhr einer mit den Worten heraus: das Stück

soll wohl eine satyrische oder eine moralische Tendenz haben. Da fiel uns auf einmal aus alten Theorien die Vorschrift ein, dass man durch das Lustspiel die Thorheiten der Menschen verlachen und die Sitten bessern solle. Und diess wollte uns nun gar nicht in den Kopf, denn wir hatten immer geglaubt, wenn ein Lustspiel scherzhaft und lustig sei, dann sei es genug. Um indess der Sache recht gewiss zu seyn (denn die 300 Dukaten möchten wir doch gar zu gern verdienen!), so beschlossen wir, an Sie, verehrungswürdigster Gönner, selbst zu schreiben, und Sie um Ihre nähere Willensmeinung zu bitten. Zugleich kamen uns dabei noch einige kleine Nebenfragen in den Sinn, nämlich: ob der Preis von dem Kunstwerth, oder von dem Realwerth des Stücks abhänge. Wenn letzteres wäre, so müsste es dem Zeitgeschmack gemäss seyn, damit es sowohl auf den Bühnen als im Druck allgemeinen Beifall und Abgang finden könnte, und selbst dann würde die Erreichung jenes Realwerthes noch sehr problematisch seyn. Indess muss der Lustspieldichter diesen Umstand wissen, um sich darnach richten zu können. Vielleicht auch, dass diese Rücksicht manchem die Arbeit erleichtert, be-

sonders wenn er sich hütet, poetischer zu seyn, als es eben unser Zeitalter ist.

Endlich entstand noch die Frage, ob das beste Lustspiel zugleich (sei es im Sinne der Kunst oder absonderlich nach dem Zeitgeschmack) auch ein gutes Lustspiel seyn müsse, denn die Grammatiker haben die Entdeckung gemacht, dass der Superlativ oft weniger fordere, als der Positiv. Es fragt sich also, ob von den eingehenden Lustspielen auf jeden Fall das (von den Richtern anerkannte) beste Lustspiel den Preis erhalten solle.

Wir bitten um eine gütige Erläuterung Ihres Willens, damit wir unserm brennenden Eifer für die Kunst und unsre Sehnsucht nach den Dukaten darnach die gehörige Richtung geben, und mit unserm Werke der Hochachtung nachkommen können, mit welcher wir gern die Ehre hätten zu seyn.

Ew. Wohlgeboren

ergebenste

Lustspieldichter.

Schreiben deutscher Lustspieldichter an
das Publikum,

[1808.]

Gnädiges, wie auch hochzuver-
ehrendes Publikum!

Ihre werthen Zuschriften haben wir, so unsi-
cher auch die letzte Zeit unsere Adresse war,
alle richtig erhalten (nur das beigefügte Geld
vermissen wir noch), und daraus ersehen, dass
Ihre Unzufriedenheit mit uns immer grösser
wird, so dass wir fast auf die Vermuthung kom-
men, als befänden sich dieselben nicht wohl,
und es fehle Ihnen woran. Unserer Seits haben
wir bis jetzt alle Ihre Erinnerungen und Be-
schwerden wohl zu Protokoll und zu Herzen
genommen, auch Ihre Beifallsbezeugungen uns
gefallen lassen. Wenn Sie z. B. beim Lustigen
etwas Reelles, etwas Rührendes verlangten, so

sind wir mit allem Fleiss darauf bedacht und auch so glücklich gewesen, Ihnen bei der Lust einige süsse Thränen abzulocken, und haben oft selbst nicht gewusst, ob Sie vor Lachen oder vor Traurigkeit weinten. Wenn Sie auf witzige Gegensätze und Uebersprünge bestanden, so haben wir nicht ermangelt, in unsern Redensarten immer vom Physischen aufs Moralische (von der Lunge auf das Herz, von Perlen auf Thränen, vom Diamant aufs Kleinod der Unschuld, von der Janitscharenmusik auf die Unruhe des Gewissens) schnell überzugehen, und besonders immer etwas vom Herzen einzumischen, das sich sehr gut ausnahm. Auch haben wir, auf Ihre Erinnerung, mit unserm Scherz uns so viel als möglich in feinen Zirkeln gehalten, und dafür gesorgt, dass Sie unsern Witz selbst in ihren Gesellschaften brauchen konnten, wodurch unser Theater gleichsam eine Vorschule der Assembleen wurde. Besonders haben wir uns gehütet, den Frauenzimmern, die nun einmal seit der christlichen Zeitrechnung das Regiment führen, etwas zu nahe zu sagen, und sind dabei zu der Erfahrung gekommen, dass alles, was diesen gefällt, auch bei Ihnen Beifall findet. Das alles haben wir gethan, nach Ihren Wünschen und Winken. Aber dennoch

haben Ihre Klagen über uns immer mehr zu- und endlich so überhand genommen, dass wir nicht länger dazu schweigen können. Sie sagen, unsere Lustspiele wären nicht lustig genug, es wäre kein rechtes Leben darin, ja wir Deutschen wären sogar an Lustspielen gänzlich arm. O Sie Undankbaren! Haben Sie schon vergessen, wie Sie über den Wirrwar, über die Pagenstreiche, über die Kleinstädter, über die Klingsberge gelacht haben? Und sollen wir Ihnen noch die Stücke von Schröder, von Jünger, von Ziegler, von der Mad. Weisenthurn, und was Ihnen sonst Vergnügen gewährt hat, ins Gedächtniss zurück rufen? Wenn Sie über Mangel an Lustspielen klagen wollen, hilf Himmel! so müssen es andere Völker noch weit mehr thun, da diese nur das Einheimische besitzen, und wir bemüht sind, Ihnen auch das Ausländische zuzurichten. Von den Engländern, Franzosen, Dänen, Italienern, ja den alten Römern sogar haben wir sie mit den besten Früchten bedient. Wenn Sie also nicht mit uns zufrieden sind, so möcht' es wohl an Ihnen selbst liegen, und wir haben grosse Lust, die Klagen über uns auf Sie zurück zu wenden. Zuerst bitten wir Sie zu bedenken, wie man doch wohl ein Lustspiel schreiben könne, wenn

man nicht selbst ein wenig lustig ist. Und wie kann man lustig seyn, wenn man einen leeren Magen und kein Geld im Beutel hat? Sie aber haben sich bis jetzt noch wenig um uns bekümmert, und ob Sie gleich mit Ihren funfzig oder achtzig Theatern tausend Schauspieler, funfzig Schneider, Lampenputzer und Zettelträger mit Frau und Kindern ernähren, so kann doch noch kein Schauspieldichter, selbst unser Kotzebue nicht einmal, sich rühmen, von Ihnen ganz und gar erhalten zu werden. Wenn uns nicht der Himmel zuweilen Gönner und Freunde, einen reichen Onkel oder einen Beschützer, wie der Buchhändler Cotta in Tübingen, schenkte, so würden Sie gar nicht einmal wissen, wie ein Theater in der Welt aussieht, und noch bis diese Stunde mit Puppenspiel und Barentanz vorlieb nehmen müssen. Sie thun weiter nichts, als dass Sie die leeren Hände zusammen schlagen, damit sind wir bezahlt. Wie gering man, im Vertrauen auf unsere Eitelkeit, uns beim Theater abfindet, darnach fragen Sie nicht. Schon öfters haben wir Ihnen Anzeige davon gemacht, wie ganz anders unsere Kollegen in Frankreich behandelt würden, aber Ihre hohen Häupter merken nicht darauf. So schleichen wir denn zwischen Lachen und Weinen umher, und es

ist kein Wunder, wenn unsere Stücke davon einige Spuren an sich tragen. Dennoch wagten wir zuweilen wohl noch einige lustige Sprünge, wenn Ihnen selbst nur immer tanzerlich zu Muth wäre, und Sie nicht gar bedenkliche Mienen dabei machten. Wir haben es aber überlegt, und finden, dass von Ihrer Seite vornehmlich zweierlei Dinge nöthig sind, wenn unsere Lustspiele die rechte Wirkung hervorbringen sollen. Das eine ist der Uebermuth, das andere die Unschuld, welches beides wir zusammen auch die Freiheit des Gemüths nennen, und uns dabei auf die Kinder berufen, deren Stimmung dem Geiste des Lustspiels am nächsten kommt. Was das Erste betrifft, so gehört dazu, dass Jemand, der zum Lustspiele gehen will, seine Leibeskräfte gehörig nähren und unterhalten müsse. Wir haben immer bemerkt, dass die Städte, welche gut essen und trinken, wie z. B. Wien, auch am meisten zum Lustspiele taugen, da hingegen die andern keine starke Erschütterung vertragen können, und immer nur mit dem Verstande lachen. Wir rathen Ihnen daher, weniger für Putz und Flitterstaat, und mehr für eine fröhliche Mahlzeit zu sorgen, und in Absicht des Magens nicht so unvorbereitet ins Theater zu kommen. —

Was aber ferner Ihren Muth befängt, und Sie für das Lustspiel verderbt, ist ein kaltes, verdriessliches Leben zu Hause, Unfriedfertigkeit Zank und Unfreundlichkeit mit den Hausgenossen, Kleinigkeitskrämerei, eine Menge von Rücksichten, die aus der Eitelkeit entspringen, und alles, was eine liberale Gesinnung unterdrückt. Wenn Sie Ihren Geist an alle mögliche Lumpereien verzetteln, und dann gleichwohl vor die Bühne treten, um an der Welt überhaupt Ihre Freude zu haben, so gleichen Sie einem Kranken, der an gar keine Diät denkt, und auf einmal kurirt seyn will. Leider ist es nicht möglich, dass wir Ihnen, wenn Sie mit einer so beschränkten Umsicht erscheinen, ein allgemeines Interesse für das Spiel des Lebens abgewinnen, sondern wir finden uns genöthigt, Ihnen mit dem Spiegel näher zu rücken, und aus Ihrer kleinen Umgebung selbst etwas zum Vorschein zu bringen, das durch die Erinnerung an Hinz und Kunz Sie in ein selbstgefälliges Lächeln versetzt. Sie können aus Ihrer eigenen Angelegenheit nicht heraus, und wenn wir Ihre Aufmerksamkeit auf uns ziehen wollen, müssen wir an Ihre eigene Thür klopfen. Je kleiner und kleinlicher aber Ihre Privathändel sind, desto beschränkter wird der Kreis

unserer Dichtung, desto ärmlicher unser Spiel. Ueberhaupt müssen wir Ihnen zum Vorwurf machen, dass Ihr Leben nicht lustig genug ist, um uns und Ihnen zum Lustspiele die gehörige Vorbereitung zu geben. Da sieht man nichts Schalkhaftes, Scherzhaftes, Munteres, Launigtes mehr, keinen Wetteifer von lustigen Streichen, die man einander spielt, keine Nekkerei, die mit den Festtagen ihre Garderobe wechselt, keinen Uebermuth, der sich mit Erfindungen erschöpft, kein freimüthiges, fröhliches Wesen, dass jedem Wahn und Spiel der Phantasie sich lachend hingibt, und wie im Taumel fortgerissen endlich ausruft: sind wir nicht wie die Kinder? Sonst hatte die Freude sogar ihre Tage im Kalender, und zu Zeiten trat sie öffentlich heraus, und wurde ein allgemeines Fest. Wo sind die Possen der Fastnacht, wo die Kampfspiele der Jugend, wo die Ergötzungen im Grünen, wo die Volksfeste, wo der Markt, der vom Lachen erschallt? Nur wenig blieb davon noch übrig! Dieselben sind jetzt lauter Verstand, Eitelkeit und Eigendünkel, und können über den Magen, über das Kleid und den Titel nicht hinaus sehen. Ueberall fragen sie: wozu nützt es, wozu dient es? — Alles soll dem Körper unterthan seyn. Das

Höchste ist Pracht und Luxus. Wenn Ihre Kasten voll sind, dann stellen Sie ein Gastmahl an, d. h. man isst und trinkt, und setzt sich an den Spieltisch. Alle Lust des Geistes verliert sich in ein Wortspiel, in feine Reden und Wendungen, in gesellschaftlichen Scherz und Witz. — Und wenn es nun bei Ihnen so ruhig, so einförmig hergeht, was fangen wir auf dem Theater an? Müssen wir nicht Ihres Gleichen bitten, müssen wir nicht ebenfalls das Leben in einen Kreis von Wortspielen, und in die kärglichen Scherzübungen Ihrer Gesellschaft einschliessen? —

Entschuldigen Sie sich nicht mit der jetzigen Noth. Wir sprechen von der vorigen Zeit, von dem vorigen glänzenden Einerlei. — Im Gegentheil, wer hätte es denken sollen, jetzt, da alles zusammengerüttelt und geschüttelt ist, hören wir im Theater weit freier lachen. Aufgeweckt durch ein grösseres Spiel haben Sie die kleinlichen Rücksichten vergessen, Ihr Blick, wie es scheint, schaut weiter hinaus in die Welt, Ihre Phantasie findet sich leichter in ein kühnes Zusammenführen von Umständen, und erwartet vom Leben im Bilde ein allgemeineres, grösseres Spiel. Gott gebe nur, wenn Sie wieder mehr Geld und Ruhe haben, dass Sie

dann nicht wieder solche Stubenprälaten, Nabelkucker und Wortmünzer werden, damit unsere Dichterfreiheit ein weiteres Feld gewinne.

Von der Unschuld aber müssen wir noch sagen, dass wir sie für ein zweites Erforderniss für das Lustspiel halten. (Wäre etwas viel gesunder Verstand damit verbunden, so könnte es nicht schaden, denn je höher das Lächerliche der Welt aufgefasst wird, desto mehr Geist gehört dazu, um es zu durchschauen.) Wer ganz in Fehler und Laster, in Lug und Trug, in Neid und Feindschaft versunken und verstrickt ist, hat fast alle Fähigkeit verloren, das Komische zu belachen. Er bezieht entweder etwas auf sich selbst, und wird verdriesslich, oder auf seine Nachbarn, und hat eine Schadenfreude darüber. Für ihn gibt es nur noch Satyren. Das Reinkomische kennt er gar nicht. Er sieht nichts ohne Beziehung auf seine elende Umgebung, und alles, was er zu den Auftritten des Lustspiels sagt, ist: ja, das ist wahr! oder: das ist Recht! und von Lustspieldichtern: es ist doch ein verdammter Kerl! Reine Lust, ein blosses Spiel der fröhlichen Laune dünkt ihm leer und nichts, grundlos und närrisches Zeug; er weiss nicht, was er damit anfangen soll. Wir haben es in reifliche Ueberlegung

gezogen, ob man mit Recht sagen könne, dass das verdorbenste Zeitalter auch das beste zum Lustspiele sei, und wir finden die Behauptung ungegründet, besonders, wenn man darunter ein höchst lasterhaftes und zugleich flaches Zeitalter versteht. Nein, das einseitige, wo man in seiner Eigenheit glücklich und dreist weg lebt, ist das fruchtbarste für den Lustspieldichter. Die Teufeleien der verdorbenen Welt sind zu grell, und die schuldbefleckten Menschen zu unlustig darin. Der Zuschauer muss sich immer ausser dem Spiele befinden, und auch das Bekannteste muss er sehen, als geschähe es in einer fremden Stadt. An die Menschen auf der Welt, an ein Leben voll Widersprüche und Thorheiten, das auf der Erde gar lustig sich ausnimmt, daran, und nicht an seinen Nachbar, an seine Groll, an seinen Neid, an seine Feindschaft oder seinen Geldkasten muss er denken. Mit allgemeinem menschlichen Interesse muss er das Spiel der Welt mit ansehen, seine Angelegenheiten muss er hinter sich lassen, und weder König noch Unterthan, weder Krieger noch Kaufmann, weder Meister noch Geselle — nein, nur der Mensch muss fühlen und richten. Wir wissen zwar recht gut, dass wir den Menschen in

diesen Zustand, wo er ohne Leidenschaft rein menschlich empfindet und urtheilt, versetzen, dass wir nach Aristoteles den Zuschauer von aller Leidenschaft reinigen, und seinen beengten Geist nach seinem Urgepräge einmal wieder frei machen sollen, aber — für den Stall des Augias gehört ein Herkules, und der war mehr als ein Mensch. — Noch können Sie einwenden, dass ein gewisses sittenloses Leben doch einen heitern Leichtsinn gebe, mit welchem man für ein Lustspiel recht wohl gestimmt sei. Diess ist allerdings wahr, und trägt auch für das Theater seine Früchte: ein Spiel von Kabalen, von Intriguen wird dadurch erleichtert, Gewandtheit, Schnelligkeit und Kühnheit in den Uebergängen wird dadurch befördert, und das Spiel genießt in dieser Sphäre eine Art von Freiheit; aber diess bleibt doch ein gefährliches Spiel, weil der Rückweg zur Natur darin so erschwert und oft selbst der Rückblick dahin verbaut ist; denn mit den Bekehrungen ist es nichts, weil es doch nur Nothbekehrungen sind; mit einer Beimischung von Moral und guter Gesinnung ist es misslich, weil das Schlechte dadurch nur übertüncht und alsdann wohl mit dem Guten verwechselt wird; das Gefährlichste aber ist, dass wir nicht sicher

sind, ob Sie diesem allen auch mit freiem Geiste zusehen, und nicht vielmehr bloss darum Antheil daran nehmen, weil Ihren eigenen Lüsten dadurch gefröhnt wird. Diess führt uns auf einen zweiten anscheinenden Vortheil für das Lustspiel, nämlich auf die Anspielungen und Zweidentigkeiten, die allerdings viel Lachen erregen. Aber, wenn wir diess auch für etwas wollten gelten lassen, wie viel Nachtheile entspringen nicht für uns wieder daraus! Dürfen wir wegen Ihrer Sittenlosigkeit wohl noch wagen, die natürlichsten und unschuldigsten Dinge zu nennen? — Wie Ihre Verdorbenheit Ihnen einen grossen Zwang im Reden und Betragen auferlegt hat, so auch uns. Was der gute, gesittete Mensch als einen Scherz, als einen Muthwillen gern sieht, und herzlich belacht, ohne dabei an etwas Böses zu denken, oder gar sündliche Lust dabei zu empfinden, das müssen wir jetzt von unsern Spielen fern halten, wegen Ihrer Ausschweifungen und übergrossen Kenntniss der Sünde. Wie sollen wir übermüthig seyn in unserer Lust, wenn Sie jede Schalkhaftigkeit, jeden Seitenblick, jedes Wort, welches sagt, dass wir Menschen sind, uns verargen und übel auslegen? Lassen Sie uns wieder hinaus in die Natur, lassen Sie uns frei seyn,

wie der Vogel in der Luft, so sollen Sie sehen, dass wir, wie er, von Ihrer Sünde nichts wissen, ob wir gleich Schelm- und Spottlieder singen. Ja, Sie sind Schuld, wenn wir uns oft wie aus Verzweiflung unter das Volk stürzen, und uns auf Märkten und in Spielbuden mit dem Hanswurst herumtreiben, um nur einmal vor Fröhlichkeit blühende, lachende Gesichter zu sehen.

Diess ist unser Schicksal, diess sind unsere Klagen. Bessern Sie sich, so wollen auch wir ein anderes Leben anfangen. Frisch gewagt, nicht viel bedacht, wir müssen eilen, der Sand verrinnt. — Und die Post geht; leben Sie wohl, und vergessen Sie nicht

Ihre

treuergebenen

Lustspieldichter.

Ueber das Komische.

Unter den verschiedenen Kennzeichen und Merkmalen, durch welche sich der Mensch von den Thieren unterscheidet, ist besonders auch die von der Natur ihm verliehene Eigenschaft merkwürdig, dass er lachen und weinen kann, und wenn die andern Gaben, wie die Sprache und das Kunstvermögen, von dem Daseyn des Verstandes und der Vernunft einen Beweis geben, so ist es auch wahrscheinlich, dass nicht weniger Lachen und Weinen mit seinem Geiste in Beziehung und Verbindung stehen. Und in der That bemerken wir bald, dass beide sinnliche Aeusserungen nicht nur dazu dienen, einen körperlichen Zustand, sondern auch, einen Zustand des Geistes auszudrücken. Die Empfindungen, die sich in ihnen offenbaren, brechen plötzlich hervor, und

geben sich unwillkürlich und oft wider seinen Willen kund. Etwas Ummennbares liegt in dem Zustande, das von der Affection besonderer Umstände herrührt, und sich nicht gleich und nicht völlig mit Worten sagen lässt. Die Natur selbst hat es nicht für hinreichend gehalten, den Menschen zur Aeusserung seines Geistes und seines Gemüths mit Ton und Sprache zu begaben, sondern ihm als Vermittler und schnelle Boten zwischen Geist und Körperwelt noch die Thräne und den fröhlichen Schall des Lachens beigesellt, die das Herz von der Macht eines dunkeln Gefühls entbinden und erleichtern müssen. Es ist der Geist, der Gedanke, die Vorstellung, die unmittelbar den ganzen Körper durchdringt und erschüttert, und die erregten Sinne wieder nach innen auf ein Urtheil und auf einen höhern Richterstuhl zurückweist. Das Nahe, was sich begibt, deutet plötzlich auf etwas Entfernteres, das Irdische auf etwas Höheres, auf etwas Allgemeineres hin. — Das Weinen, im Glück sowohl als Unglück, wenn es nicht bloss körperlich erzwungen ist, schliesst mit einer Wehmuth, mit einer Sehnsucht, mit einer Ahnung sich an einen reinern, vollkommnern Zustand der Seelen an, und offenbart unserer Sympathie etwas Edles, etwas Schuldloses, von

der Natur Geheiligt, das wir mit einer frommen, religiösen Scheu achten und ehren. Die Thräne macht uns verstummen, versetzt uns in Rührung, bewegt uns zum Mitleiden. Es ist, als ob die Natur, selbst redend, sich des Menschen annähme, als ob eine verborgene Gottheit seine Stimme über den Verlassenen hören liesse. Der Weinende rettet seinen Werth, seine menschliche Würde, unsere Theilnahme bestimmt ihm ein besseres Glück, und auch in der Freude empfinden wir den geheimen Wunsch für eine längere Dauer und für die Erweiterung eines mehr geahneten als noch völlig genossenen angenehmen Zustandes. Es sind die Schranken des Daseyns und die Spuren höherer Abkunft zugleich, die sich in unsern Empfindungen berühren.

Und eben so bedeutungsvoll scheint das Lachen. Es bricht auch, und mehr noch als jenes, plötzlich und unwillkürlich hervor, der Geist ist von einer Erscheinung, von einer Vorstellung überrascht, und gibt eine besondere Empfindung, ein Urtheil, eine Verwunderung zu erkennen. Etwas Ungewöhnliches hat sich begeben, dass er nicht so dachte, nicht so vermuthete, und was er mit den Sinnen wahrnimmt, scheint er in dem Augenblick nicht

fassen, nicht völlig begreifen zu können. Er ist bewegt, erschüttert, und geräth in den Zustand des Vergnügens. In der Gewalt des Gegenstandes fühlt er sich dennoch frei, glücklich, erheitert. Er scheint befremdet, und doch ist es, als ob plötzlich ein höheres Licht ihn umstrahlte, als ob eine hellere Einsicht, eine grössere Klarheit ihn durchdränge, als ob sein ganzes Wesen mit einem Lichtblick ins Verborgene sich erweiterte, und mit einer Vorempfindung schon jetzt eines schrankenlosen Daseyns sich erfreute.

Etwas Eigenthümliches ist es, das dem Lachen zum Grunde liegt, wofür die Sprache vergebens Worte sucht. Komisch, lächerlich wiederholt nur das Resultat, die Wirkung des Gegenstandes. Soll der Andere ein Gleiches empfinden, so muss der Lachende wieder die Erscheinung selbst hinstellen, oder sie durch Vorstellungen erregen. Keine allgemeine Umschreibung, kein Begriff, jeder einzelne Vorfall kann nur für sich wieder die Wirkung des Lachens hervorbringen, und lässt sich nicht unmittelbar aus der Empfindung mittheilen.

Da indess der Grund und die Ursache des Lachens nicht bloss im Menschen, sondern zugleich auch in der äussern Erscheinung liegt,

und sich hier sogar auf gewisse Punkte concentrirt, so ist die Anreizung, die Wirkung in der Ursache zu entdecken, sehr gross, und hat von jeher viele Geister zur Erkenntniss des Lächerlichen in Bewegung gesetzt. Zweierlei Wege haben die Philosophen besonders eingeschlagen, um zur erwünschten Entdeckung zu gelangen: bald haben sie die Beschaffenheit des lächerlichen Gegenstandes untersucht, bald die Veränderungen im Menschen in Obacht genommen, die bei der Entstehung des Lachens in ihm vorgehen, öfters aber auch die eine Rücksicht mit der andern verbunden. Dadurch sind sie auf mancherlei Bemerkungen und Resultate, aber auch immer wieder auf neue Hindernisse und Schwierigkeiten gestossen. Je weiter, je mehr gab es zu bedenken, zu bezweifeln. Bei der offenen Erscheinung der lächerlichen Gegenstände durfte man freilich nur das Gemeinsame, das Zutreffende von allen sammeln, um zur Kenntniss gewisser allgemeinen Eigenschaften zu gelangen; da aber diese Beobachtung theilweise durch alle lächerlichen Erscheinungen hindurch gehen musste, so konnte man nie mit Bestimmtheit wissen, ob auch in der Erklärung, die aus der Wirklichkeit genommen war, alle Möglichkeiten mit inbegriffen

wären. Entweder gab man zu wenig Merkmale an, so entschlüpfte mancher Gegenstand, der damit nicht getroffen wurde, oder man häufte sie zu sehr, dann empörte sich wieder manche Erscheinung dagegen, und es zeigte sich, dass sie bei aller Lächerlichkeit doch dieses oder jenes Merkmal nicht an sich trüge. — Blieb man aber bloss dabei stehen, dem Menschen beim Lachen zu beobachten, so bemerkte man wohl, was in ihm vorging, die Veränderung seines Gemüths, aber nicht, was sie veranlasste. Man fand hier auf jeden Fall immer zu wenig.

Alle Untersuchungen dieser Art liefen zuletzt darauf hinaus,

- 1) dass das Lächerliche durch eine plötzliche Auflösung der gespannten Erwartung in Nichts (innerlich), 2) dass es durch Abweichungen vom Gewöhnlichen, durch Contraste und Widersprüche (äusserlich), und 3) durch Unsinn entstehe und ein angeschauter Unverstand sei (innerlich und äusserlich).

Leicht wurden diese Erklärungen aber über den Haufen geworfen, dadurch, dass man zeigte, nicht jede Auflösung der Erwartung in Nichts, nicht jeder Contrast, nicht jeder angeschaute

Unverstand sei lächerlich; mancher Contrast erwecke eine widerliche Empfindung oder befördere sogar das Erhabene, und man finde daher für nöthig, im Gespräch noch das Wort komisch zu Contrast hinzuzufügen; der Unverstand aber sei eigentlich etwas Unangenehmes, Verdriessliches, und man begreife nicht, wie ein vernünftiger Mensch darüber lachen könne. Daher auch mancher Philosoph das Lachen darüber zwar als Erfahrung zugab, sich selbst aber so viel als möglich dessen enthielt, oder, wenn es ihn ja überraschte, gleich hinzusetzte: es ist dummes Zeug! *) Darüber hatten denn andere wieder ihre Noth, das Lachen als etwas Gutes, Nützliches und Würdiges zu vertheidigen und in Schutz zu nehmen.

Indess fand die Annahme von Unsinn und Unverstand und Contrast noch immer den meisten Beifall und manche Dichter glaubten es nach dieser Definition nicht unsinnig und toll genug machen zu können.

Mit der Zeit aber kam man nachforschend auf den Gedanken, dass beim Komischen wohl

*) Diess ist noch bei einem jetzt lebenden Philosophen der Fall, der sich mehr nach der Definition als nach seiner Empfindung richtet.

noch etwas Allgemeineres und Höheres zum Grunde liegen müsse, und um dieses ausföndig zu machen, nahm man zu sinnreichen Vergleichen zwischen Scherz und Ernst und zwischen dem Komischen und dem Erhabenen seine Zuflucht, man begab sich mit der Betrachtung in die poetische Entstehung des Komischen, in die Phantasie des Dichters, in das Wesen der Kunst und suchte höhere Vergleichungspunkte und Gegensätze, stellte für die erhabene und für die komische Poesie zwei Ideale auf, oder vielmehr man erfand nach Massgabe der erstern auch für die letztern ein Ideal, das mit dem andern einen Gegensatz bilden musste. Dabei vernachlässigte man aber auf der andern Seite wieder die sinnliche Erscheinung, die objektive Welt mit den wirklich ursprünglich gegebenen Veranlassungen des Lächerlichen, und räumte statt dessen dem Dichtergeiste bei seiner Schöpfung so viel Freiheit ein, dass man sein Schaffen und Streben beim Komischen geradezu in eine Umkehrung, in eine Vernichtung der Welt und sein Ideal in die Aufstellung der Carricatur setzte. Man nahm auf einmal den Flug zu hoch, und zu weit hinaus, und es zeigten sich hier und da Folgen davon für die Anwendung von nach-

theiliger Art. Das Wahre und Hohe in dieser Ansicht musste nicht nur manchen Missverständnissen, sondern selbst der Gefahr ausgesetzt seyn, die Grenzen des Komischen mit einer zu allgemeinen Auffassung zu sehr ins Unbestimmte zu erweitern. Indem diese Auffassung der Phantasie des Dichters und seiner Willkür schmeichelte, beachtete sie die äussere Natur, die objektive Welt nicht genug, aus deren Beschaffenheit selbst (sowohl ihrer Erscheinung als ihrem Geiste nach) doch erst die komische Vorstellung des Dichters als begründet hervorgehen muss, wenn sie Wahrheit haben soll. Wie die Poesie überhaupt, so muss auch die komische Gattung derselben eine Darstellung der Natur seyn, und auf gewisse Punkte (auf einerlei Wahrheit) schon für diese Welt mit dem Ernst zusammentreffen. So geistreich und angenehm es ist, die Poesie aus dem Standpunkte der Phantasie und des beschauenden Gemüths zu betrachten, so leicht ist diess gewissermassen, indem man sich dabei selbst einem Phantasiespiele überlassen kann; schwerer und gründlicher scheint es, das Innere mit dem Aeussern auszugleichen, und die Parallele zwischen beiden Welten aufzufinden, wovon eine die Wahrheit der andern bestätigt. Was

hilft alles formelle Streben, wenn es zuletzt nicht auch das Objektive (die Natur) ergreifen und ergründen kann! Die ganze Wissenschaft des Schönen mit allen ihren Theorien sollte in der Auffindung der Wahrheit eben so objektiv (von aussen her) als subjektiv (von innen her genommen) seyn, und in dem Inhalt, in der Materie, in dem Wesen der Welt eben so gut als in der Form der Auffassung den Zusammenhang ihres Systems ergründen und erbauen, ohne welche Doppelrücksicht alle Erkenntniss entweder negativ, dürr und unfruchtbar oder zu sehr der Willkür der Phantasie überlassen bleibt. —

Von oben her muss freilich die Erklärung des Komischen kommen, aber sie muss nicht mit einer geistigen Ansicht bloss das Ganze überschweben, sondern zugleich auch nach unten zu, in alle Tiefen, in alle Arten der komischen Erscheinungen sich verlieren, und ihre Regeln und Folgerungen auch in der Anwendung bis in jede Einzelinheit hinab leiten. Sie muss nicht die Frucht des Baums geben, sondern den Baum selbst nach beiden Richtungen, in das Licht hinauf und in den Boden hinab erscheinen lassen. Der Mensch aber ist es, der, fest gewurzelt wie der Baum und hinauf verlangend zum Lichte, Körper mit Geist,

Sinnlichkeit mit Freiheit, das Irdische mit dem Göttlichen verbindet. Ihn so betrachtend, finden wir, dass das Komische nichts anders als ein Spiel der Natur mit dem Menschen, einer höhern Freiheit mit der beschränkten Willkür, und das Lachen eine Lust an diesem Spiele sei. Jede komische Darstellung und Erscheinung bringt in einem Spiele und Widerspiele zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen innerer und äusserer Natur, zwischen Geist und Körper, zwischen dem klugen, glücklichen Menschen und dem noch weisern, mächtigern Weltgeiste — das Mangelhafte der menschlichen Freiheit, die Abhängigkeit des Menschen vom Physischen, den Behelf in den Mitteln zur Ganzheit zum Bewusstseyn und zur Anschauung. Subjektiv als Betrachtung ist das Komische diejenige Ansicht der Welt, nach welcher mit der Freiheit des Menschen Scherz getrieben wird; als Anwendung in der Kunst ist es die Hervorbringung eines solchen wechselseitigen Spiels (wo der Dichter dichtend die Natur oder den Weltgeist nachahmt), das Ausstellen von solchen Handlungen und Verhältnissen des Menschen, wodurch die Abhängigkeit seiner Freiheit ohne Aufhebung

derselben sichtbar und fühlbar wird. Objectiv ist es jede Erscheinung, wodurch die Freiheit des Menschen ohne Untergang mit der Natur in Widerspiel geräth, oder das Erscheinen des Spiels der Natur mit dem Menschen bei Behauptung der Freiheit.

Wir bemerken in dieser Erklärung zwei Hauptbestandtheile: die Freiheit des Menschen und den Willen der Natur.

Zuerst von der Freiheit. Diese erfordert, als das Vermögen zu wählen, dreierlei: Verstand, Dinge als Mittel und Ideen als Zwecke. Jedes wird eine Quelle des Lächerlichen.

Von Seiten des Verstandes erscheint der Mensch gleich lächerlich, wenn er klug zu handeln glaubt und doch etwas Unkluges thut, daher Widerspruch, Unverstand und Contrast im Gebiete des Komischen eine Hauptrolle spielen. Aber dass sie das Komische nicht erschöpfen, sieht man zunächst daraus, dass zur Freiheit nicht nur Verstand, sondern auch Mittel und Macht gehört. Gibt sich der Mensch mit seinem Willen, mit seinen Vorsätzen, mit seinen Einsichten als gross und herrschend kund, während die Aussenwelt und der Besitz und Gebrauch der Dinge ihn wieder schwach und ärmlich erscheinen lässt, so ist er alle Augen-

blicke dem Gelächter preisgegeben. Und selbst dann endlich, wenn er auch die rechte Einsicht mit hinreichenden Mitteln verbindet, ist er nicht frei davon, sobald der Zweck seines Handelns und das, worein er seine Glückseligkeit setzt, gegen den höchsten Zweck seiner menschlichen Natur überhaupt als Thorheit, als etwas Aermliches und Kleinliches erkannt wird und seine Vorstellung mit der höchsten Idee des Weltalls (mit der Ganzheit) nicht zusammentrifft. Mit der Freiheit des Menschen legen wir ihm auch zugleich das Streben nach der höchsten, absoluten Freiheit bei (die nur in der Ganzheit der Welt existirt), lachend glauben wir daran, und in den Verirrungen, wie in den besten Handlungen des Menschen sehen wir, wenn wir die Absicht von Zweck zu Zweck verfolgen, keinen andern Willen, als das Verlangen nach der höchsten Freiheit, der höchsten Idee.

Der zweite Hauptbestandtheil des Komischen ist die Natur, als Bedingniss und bestimmender Grund der menschlichen Freiheit.

Sie begreift die ganze Körperwelt als Mittel für die handelnde Seele, und hiermit zugleich die Beschränkung derselben in sich. In so fern sie aber Mittel und Bedingung zugleich hergibt, und in ihrem grossen Zusammenhange

den Menschen in Abhängigkeit von sich erhält, ja ihn sogar bestimmt und leitet, erscheint sie als handelnd, wollend, herrschend, gebietend, kurz als ein verborgener Geist, der sich aller äussern Dinge zu seinem höchsten Zweck bedient, aus jedem Körper wie aus einem Gliede hervorstrebt, und durch mancherlei Verknüpfungen und Beschränkungen den Menschen bald so, bald anders in Thätigkeit, in Spiel und Kampf und Verlegenheit setzt. In diesem Sinne erscheint die beschränkende Körperwelt wieder als belebt, als ein handelnder Geist, der dem Geiste des Menschen nur unter der Bedingung seine Freiheit gegeben hat, dass sie sich wieder mit dem höchsten Zwecke des Ganzen vereinigen und sich erhebend wieder in denselben zurück begeben soll.

Da nun diese Vereinigung mit dem Höchsten auf unendlichen Umwegen geschieht, und das Ziel, das wir ahnen und glauben, hoch über alle irdischen Bestrebungen hinaus liegt, so kann es nicht fehlen, dass wir bei erweiterter Einsicht uns oft gedrungen fühlen, den Menschen mit seiner Freiheit nicht nur bei jeder augenscheinlichen Thorheit, sondern selbst auf jeder Stufe des Handelns und Seyns zu belachen. Eben, dass er fortsteigend sich des fehlenden

weiten Abstandes vom Ziele nicht bewusst ist und immer schon hoch zu stehen glaubt, zeigt uns ihn in einem komischen Lichte. Und doch hätten wir nie ein Recht zu lachen, wenn wir, obgleich Mitgefangene, nicht einer über alle Beschränkung hinaus gehenden Ansicht fähig und mit dem Gefühle einer hohen Bestimmung und mit dem Glauben an die höchste Freiheit begabt wären. Der Dummste und der Klügste lachen gleich viel, der erstere, weil er auch den nächsten Zweck nicht sieht, und der letztere, weil er selbst beim klügsten Handeln noch eine grosse Entfernung vom höchsten Zweck gewahr wird. Mit der Einsicht steigert sich der Grund des Lachens, aber in dem Lächeln der Einfalt steckt schon das Lachen der Klugheit, das sich zuletzt über das Treiben und Handeln der ganzen Welt erstreckt. Je freier und glücklicher der Mensch in seiner Beschränkung sich fühlt und dünkt, desto leichter ist er dem heitern Spotte des beschauenden Geistes ausgesetzt; aber auch der, welcher sich ängstigt und plagt um geringer Ursachen willen, ist ein Gegenstand desselben. Der ganze Schauplatz der Welt wird auf diese Weise endlich ein Spiel der Lust und jede Verrichtung mitwirkend zum Scherze, sobald unsere Phantasie oder der Dichter uns in

eine solche Ansicht versetzt, dass wir uns des Behelfs in dem Gebrauch aller Dinge bewusst werden. Gehen und stehen, sprechen, essen, trinken, jede Bewegung eines Gliedes hat schon von Natur seinen komischen Theil, der den völlig freien Geist zum Lachen reitzen kann. Nicht bloss in der Abhängigkeit des Menschen von diesen Dingen, die von aussen her bewirkt wird, tritt das Komische beim Handeln hervor, sondern auch der Scherz des Dichters, der den Weltgeist nachahmt, und die Laune des Handelnden, der mit diesen Mitteln der Existenz, im Bewusstseyn der höhern Freiheit, sein Spiel treibt, bringt es bei dem Zuschauer zur Empfindung. Dieses Zurückgeben des Scherzes offenbart sich in heitern Stimmungen bei jedem Komiker, beim Dichter sowohl als beim Schauspieler, und geht bei der Darstellung durch Ton und Bewegung bis in den Gebrauch des kleinsten Wortes, bis in die Fingerspitzen, bis in die Fusszehen hinab, so dass man vom Komiker sagen kann, an ihm ist alles komisch. Spielend belächelt der freiere Geist die Geistesinstrumente, deren er sich bedienen muss, und durch seine Lust blickt eine Ironie hervor, mit welcher er die sinnliche Welt zugleich geniesst

und gering schätzt. Immer schwebt das Komische zwischen zwei Naturen, zwischen Körper und Geist, dem Bedingten und Unbedingten, der äussern Nothwendigkeit und der halben Freiheit. — Der objektive Grund des Komischen aber liegt in der Zusammenfügung, sowohl der Welt als des Menschen, in der Ausdehnung des Geistes durch einen körperlichen Zusammenhang, wo die Freiheit nur theilweise wirken, und der Wille nur theilweise schaffen und fördern kann. Eben weil des Menschen Natur nach einem Ganzen strebt, und er mit seiner Idealität sich an das Weltall anschliesst, das er doch nie völlig zu erkennen, zu überschauen, noch zu besitzen vermag, so bleibt alles, was er thut und treibt, gegen die absolute Existenz nur ein ärmliches Zusammensetzen und Zusammenstücken, wo bald hier bald da ein neuer Riss entsteht. Alle Veranstaltungen der Menschen, womit sie für ihre niedern und höhern Zwecke eine bürgerliche Welt und eine Staatsverfassung bilden, sind daher mit ihren getheilten Thätigkeiten immer dem Vorwurf der Einseitigkeit und der Mangelhaftigkeit des Behelfs ausgesetzt. Stände, Gewerke, Gerichtshöfe, Regierungsarten, Schulen, alles gehört dahin. Der

Mensch mag sich wenden, wohin er will, und noch so eifrig zulangen, bald hat er hier zu wenig, bald dort zu viel gethan, und mit jedem Heil kommt eine neue Gefahr. Wie er auch das Kleid, worein er sich hüllt, ziehen und rücken mag, nirgends reicht es zu, ihn ganz zu bedecken, bald kommt hier, bald dort eine Blösse zum Vorschein. Nach langem Frieden bedarf er des Krieges, und im Kriege häuft er Unglück und neue Thorheiten. Zerstörend und erhaltend, verwundend und heilend, menschlich und unmenschlich zugleich, heute Freund und morgen Feind, schwebt er unstät zwischen Willen und Natur in halber Freiheit und in halber Slaverei.

Bei solchem Spiel und Widerspiel, bei solchem vergeblichen Streben nach absoluter Ganzheit, muss es eben so leicht seyn, den Menschen zu beweinen als zu belachen, und es gibt einerlei Sinn weinend über den Bedrängten den stärkern Willen des Guten, oder lachend über des Thoren Glück seine höhere Freiheit zu ehren. Nahe berühren sich Trauer und Lust.

Anmerkung. Diese Betrachtung ist so anziehend und so weit aussehend, dass ich

mir unmöglich das Vergnügen versagen kann, sie ein andermal fortzusetzen, und mit grösserer Ausführlichkeit nach dieser Ansicht eine besondere Theorie des Lächerlichen zu versuchen.

Ueber Schiller und besonders
den ersten Band seines Thea-
ters, enthaltend: die Huldigung
der Künste, Don Karlos und
die Jungfrau von Orleans.

[1806.]

Die Erscheinung eines Dichters, wie Schil-
ler, der so viel Kraft mit so viel Anmuth, eine
solche Erhabenheit mit einem so milden Glanze,
eine solche Gedankengrösse mit dem Reitze
eines so seltenen Wohlklanges verband, konnte
der deutschen Nation, die es zur Zeit nur zu
deutlich fühlte, dass ein grösserer Geist, eine
erhabnere Gesinnung und eine höher aufstre-
bende Thätigkeit sie beleben müsste, nicht an-
ders als äusserst willkommen seyn. Lange un-
aufgeregt von glänzenden Beispielen, getäuscht
von bloss sinnlichen Genüssen, durch soge-
nannte Bildung nur noch mehr erschlaft, und

vom eigenen Selbstgefühl nur schwach emporgehalten, sehnten sie sich nach einer fremden Stütze, woran sie sich aufrichten, nach einer fremden Grösse, worin sie das Gefühl ihrer Schwäche verlieren, nach einer fremden Gedankenfülle, womit sie den Geist wieder nähren und stärken, nach einem fremden Reitz, wodurch sie aus ihrem eigenen Herzen den schlummernden Keim des Bessern wieder hervorwecken könnten. Gern vernahmen sie daher den muthigen Zuruf, ihre Freiheit und ihre Zuversicht in sich selbst zu suchen, gern die Klagen über das, was sie selbst für verloren achteten, gern den kühnern Gesang, der sie über das Irdische hinaus in das Reich der Ideale trug. Das alles war und ist Trost, Balsam, Stärkung für sie. Abgewandt von dieser Welt, genossen sie nun auf Augenblicke eines höhern Daseyns, und freuen sich, dass sie solcher Gedanken, solcher Gefühle, solcher Wünsche, solcher Entschliessungen fähig sind. Der edlere Mensch erwacht, das Göttliche erfüllt ihren Busen, das Himmlische belebt ihre Phantasie, eine süsse Täuschung bemächtigt sich ihrer ganzen Seele. Ein fremder Geist ist in sie eingekehrt, aber sie überreden sich, er habe hier seine Heimath gefunden, und sind überselig, ihn Freund,

Bruder, ja den Liebling ihrer Seele zu nennen. Des Deutschen guter Wille, seine halb gebrochene Kraft, sein immer vorhersehender Verstand auf der einen Seite, und gegenüber Schillers hohe Idealität — was war da wohl natürlicher, als dass sie sich einander in die Arme eilen mussten, nicht wie der Freund dem Freunde, sondern wie das Weib dem Manne, das seines Beistandes bedarf. Nicht der hellere Schein einer sinnlichen Welt ist es, der sie zum Genusse hinzieht, sondern sein Geist, der sie fesselt, das Hervorbrechen eines innern, zum höhern Daseyn aufkämpfenden Lebens, das sie mit sich fortreisst.

Noch zu bitter, noch zu betäubend ist der Schmerz, womit sie ihrem verlornen Lieblinge in das Reich der Ideale nachblicken, als dass es jetzt schon Zeit wäre, sie in ihre irdischen Wohnungen zurückzuführen, und mit dieser Welt, als dem möglichen Schauplatze eines wahrhaft poetischen Lebens, auszusöhnen; doch — wenige Züge von dem Vollendeten zu entwerfen, wird einem glühenden Verehrer des göttlichen Sängers wohl erlaubt seyn, um sein verherrlichtes Bild desto deutlicher aufzufassen.

Bei allen Dichtern fragt man gern nach dem hervorstechendsten, glänzendsten Punkt,

der alle ihre Werke überstrahlt, und ihnen ein bestimmtes Kolorit gibt. Bei Schiller ist es der schaffende Gedanke, dem Gefühl und Phantasie die dienlichen Farben reichen. Dieser weht allen seinen Schöpfungen, wie eine leitende Kriegsfahne, voran. Wenn man ihn aber einen philosophischen Dichter nennt, so muss man darunter keinen bloss spekulirenden oder ruhig beschauenden, sondern einen philosophisch-praktischen verstehen, der zugleich mit Willenskraft hervortritt, und nicht sowohl den Himmel in schönen Bildern niederzaubern, als die Erde selbst mit den kleinsten Erscheinungen gern zum Himmel hinauf heben möchte. Desshalb regt er alles mit seinen Ideen mächtig an, und strömt seinen Geist gleichsam in die Dinge hinüber, um ihnen, wenn es möglich wäre, einen Aufflug zu verschaffen; bald aber verlässt er diese schweren Körper wieder, und schwebt in geistiger Gestalt über sie hinaus. Verachtung der Körperwelt wurde hier Ursache und Folge zugleich. Das Irdische mit seinem Geiste völlig zu durchdringen, und sich eine neue Welt zu schaffen, die ganz den Schein und das Leben der wirklichen trüge, dazu war entweder die Masse zu körperlich, oder sein Gedanke zu göttlich; selten vereinigen sich beide

ganz. Doch sind die Körper ihm bis zu dem Grade dienstbar, als es nöthig ist, um mit dem Schein des Daseyns des inwohnenden Geistes zu geniessen. Vermag die in einem Hirtenthale geborne Jungfrau auch nicht, alle die göttlichen Gedanken und Gefühle, die sein himmlischer Odem ihr einhaucht, zum vollen Leben zu umfassen, so beweist doch Handlung und Rede Kraft genug, uns zu ihrem Geiste hinzu- ziehen und uns in ihr inneres Leben zu ver- setzen, um dort mit ihr den Himmel zu ahn- den. Charaktere, wie der Graf Posa und Talbot, mussten für den Dichter ein noth- wendiges Bedürfniss seyn, um für seine Ideen handelnde Körper zu gewinnen; dort für die Idee der Völkerfreiheit, hier für die Idee eines kalten Verstandes, im Gegensatz gegen eine han- delnde Phantasie. In König Philipp wird die Tyrannei schon mehr zur Person; in der Königin aber erscheint die strenge Tugend mit reiner Weiblichkeit auf das Innigste ver- schmolzen. Don Karlos, der am meisten aus seinem Herzen handelt, zieht auch am meisten an, und verliert an Interesse, so wie er sich mehr der innern Gedankenthätigkeit und der Herrschaft einer Idee hingibt. — Es ist wahr, wenn man nur Eins, entweder die hohe

Geistigkeit der Poesie ohne die volle Täuschung des sinnlichen Scheins, oder das Spiel wirklicher, bloss sinnlicher Gestalten wählen sollte, so würde man jener unbedingt den Vorzug geben, da alle Objekte ohne poetischen Geist und Sinn leere und gehaltlose Erscheinungen sind; aber läugnen kann man es doch nicht, dass nur da, wo Geist und Körper sich zum freien, selbstständigen Leben aufs Innigste vereinigen, vollkommene, vollendete Poesie ist.

Wenn man Schiller lieber vorzugsweise einen Lyriker nennen will, so ist dagegen nichts einzuwenden, wenn man dabei nur nicht unterlässt, das Eigenthümliche seiner Lyrik bestimmt ins Auge zu fassen. Auch sie entzieht sich der Herrschaft des Gedankens und jener Erhabenheit nicht, die gern das Besondere ans Hohe und Allgemeine anknüpft, gern in Pathos übergeht, und durch Betrachtung auf den Geist wirkt. Seltener ist sie jene reine, einfache Lyrik, wo die Empfindung mehr aus sich selbst spricht, und sich mit einer gewissen Hingebung in gefällige Harmonie auflöst. Vergebens sucht daher die Musik seiner lyrischen Poesie völlig habhaft zu werden, der Gedanke strömt über, der mächtige Geist durchbricht die zarten Bande der Melodie. Wir vermissen

bei Schiller fast gänzlich jene einfachen Lieder, wie man sie sonst von einem Lyriker zu erwarten gewohnt ist. Statt dessen umschwebt seine Empfindung häufig die erhabene Betrachtung, der aufgeregte Verstand blickt verweilend auf sie herab, und führt aus einem besondern Zustande, wie ein weit leuchtendes Licht die allgemeine Wahrheit herauf.

Noch näher und bestimmter lernen wir vielleicht den göttlichen Sänger kennen, wenn wir ihn mit einem Dichter von entgegengesetzter Natur vergleichen, nämlich mit einem solchen, der sich nicht über die Dinge hin ergießt, sondern diese selbst ruhig in sich aufnimmt, sie mit dem Gefühle zu einem Ganzen verbindet, und sie dann unmittelbar aus seiner Tiefe hervorgibt, so dass sie nicht, wie um seines Gedankens willen, sondern als neue, für sich bestehende, in sich geschlossene Wesen erscheinen. Eine Welt, so geschaffen, wird von selbst den Schein der wirklichen tragen, ja sie wird die wirkliche selbst seyn, nur unverkennbarer von einer Gottheit bewohnt, und so in ihrer Vollendung Eins, dass sie keinen andern Zweck hat, als ihre eigene Schönheit und die beschauende Lust. — Anders begegnet es uns bei Schiller. Er weckt in uns die Sehnsucht

nach dem Himmel, statt uns in ihrer Schönheit die Erde selbst zu zeigen, und wir öffnen oft mit Anstrengung alle unsere Sinne, um die geistigen, ungewohnten Erscheinungen ganz zu fassen und zu erklären; denkend schauen wir an; nicht im leichten Fluge der Phantasie, sondern mit dem Geiste nachstrebend folgen wir seinem Geist; von neuen Gefühlen belebt, fühlen wir Götterkraft in uns, aber — zurückgewandt zum irdischen Daseyn, erscheint die Welt leer und schal, wir athmen schwer auf, und die fremde Kraft verlässt uns. Des Dichters Erhabenheit, die uns hinreißt und entzückt, ist zugleich Ursache, dass wir nicht mit beruhigtem, zufriedenen Gemüth zurückkehren. In der Rückerinnerung sehen wir, dass es dem Dichter um die Ausführung eines Gedankens, um die Sache selbst zu thun war, und der Verstand ist es nun, der uns statt der Empfindung übrig bleibt. —

Der vorliegende erste Band der Dramen kann vorzüglich dazu dienen, Schillern nach seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Die Huldigung der Künste kann man als die Ouvertüre zum Ganzen ansehen, worin sich die Form des Drama's mit der Empfindung und Betrachtung zu einem lyrischen Spiele verbindet.

Hierauf folgt Don Karlos als das höchste, von Phantasie belebte, Verstandesprodukt, worin die herrlichsten, schönsten, erhabensten Ideen die Handelnden leiten, und die Situationen zu ihrer Entwicklung benutzen, weshalb es der Dichter auch ein dramatisches Gedicht genannt hat. — Den Schluss macht die Jungfrau von Orleans, als die Krone des Dichters, worin die Phantasie freien Spielraum gewinnt. Es trägt den Namen einer romantischen Tragödie; aber das Romantische darin ist mehr innerlich, als äusserlich, es ist der Himmelssinn der Jungfrau selbst; die übrigen Gegenstände empfangen von ihr nur einen schwachen Schimmer, und die Natur ist im Wechsel ihrer Erscheinungen nicht genug mit ihr im Bunde, so dass wir überall vom geheimen Zauber umfassen und festgehalten würden. Die neben ihr handelnden Personen erfahren von der überirdischen Einwirkung zu wenig, und stehen gleichsam nur staunend da, statt dass sie, in den magischen Kreis mit fortgerissen, das romantische Spiel erst vollenden sollten. So ragen auch Begebenheiten, wie die Erscheinung des schwarzen Ritters und das Zerreißen der Ketten, auf einmal zu auffallend hervor, und werden von dem Verstande der

angrenzenden Scenen zu nahe beleuchtet. Dagegen ist die Scene mit der wunderbaren Anlangung des Helms wahrhaft romantisch, weil sie, ins Dunkle spielend, der Phantasie einen tiefern Hintergrund eröffnet, so wie überhaupt der Prolog, in der reinsten, schönsten Poesie, als das anmuthigste Bild dem Ganzen voranschwebt. — Wer sich indess nicht um das romantische Spiel bekümmert, sondern nur mit der Jungfrau geht, lebt, denkt und empfindet, und sich ihrer Begeisterung, ihrer himmlischen Stimmung ganz hingibt, der wird des herrlichsten, göttlichsten Genusses sich erfreuen, dessen er nur jemals bei diesem Dichter theilhaftig wurde. — Und so lasst uns denn von dem, was Schillers hoher Genius nicht völlig erreichte, bescheiden unsere Blicke wegwenden, und mit Innigkeit und dankbarer Rührung die verliehene Gabe empfangen, die ein Gott uns gab.

Ueber den Werth des Oeffentlichen.

Zu den Ursachen, warum bei den Völkern des Alterthums, besonders bei den Griechen, die Menschheit besser gedeihen, völliger sich entwickeln und aufblühen konnte, gehört, wie bekannt, auch das öffentliche Leben, das öftere Beisammenseyn des Volks und das Handeln vor den Augen Aller, welches durch das mildere Klima sowohl, als durch die Staatsverfassung begünstigt und befördert wurde. Daraus musste von selbst der Charakter der Grossheit, der Würde und der frohern Lebensthätigkeit hervorgehen. Das blosse Privatinteresse, die stete Beschränkung auf sich und die Seinigen verengt den Geist, benimmt die Umsicht auf das Ganze, hindert das Aufsteigen zur Idee oder macht ihre Ausführung unmöglich. Erst in der Vereinigung fühlt sich Jeder

stark, und bestrebt sich, der grössern Verbindung würdig zu handeln. Diess gewöhnt ihn, mehr mit dem Auge zu umfassen, und gibt zuletzt in seinem ganzen Wesen und Thun eine Ahnung von Grösse. Vor den Augen Aller, in öffentlichen Versammlungen, auf freien Plätzen erhält sein Betragen eine festere Richtung, eine bestimmtere Haltung, mehr Selbstständigkeit und mehr Anspruch auf Achtung, sein Körper, wie sein Geist bekommt mehr Selbstvertrauen und nimmt bei voller Freiheit der Bewegung, schon um des räumlichen Abstandes willen, in welchem er sich mit Andern befindet, ein grösseres Massverhältniss an, woraus statt der biegsamern Höflichkeit im engern Raum, die nicht auf gleich und gleich, sondern auf Herrn und Diener berechnet ist, zuletzt die wahre Würde entsteht, die nicht auf Verläugnung, sondern auf Bewusstseyn und Anerkennung beruht. Alle Verbindung aber zu gemeinsamen Zwecken, die grössere Theilnahme und Mittheilung von Ideen muss natürlich auch der Eindruck eines Gegenstandes verstärken, seinen Werth erheben, die Herzen anfeuern, und Geist an Geist bilden und beleben, woraus denn mit der grössern Empfänglichkeit auch die grössere Fülle des Lebens und das frohere

Gedeihen hervorgeht. Mit diesem öffentlichen Leben, das die engen Schranken der Wohnung und der Privatverhältnisse gern mit dem freien Himmel und dem Anblicke des Volks vertauscht, ist zugleich eine grössere Annäherung an die Natur, der freiere Hinblick auf die Welt verbunden, durch deren Beobachtung die Sinne und das Urtheil gesund erhalten und geschärft werden. Und damit hängt das höchste Aufblühen der Kunst, die von der Natur und einer freiem Lebensthätigkeit unzertrennlich ist, wieder genau zusammen. So kommt endlich jenes Eine und Grosse zu Stande, das man Nationalbildung nennt, wo das Einzelne den Geist und das Gepräge des Ganzen erhält und durch die allseitige Wechselwirkung der Kräfte ein gemeinsames Verständniss entsteht. Man sieht leicht ein, dass viele Umstände zur völligen Entwicklung eines Volks beitragen müssen, aber bei allen mitwirkenden Ursachen bleibt immer die gemeinsame Anregung und Fortbildung durch das öffentliche Leben eine Hauptmittelvereinigung. In neuern Zeiten findet man dieses seltener, und unter nördlichen Himmelsstrichen ist vor allen Dingen das kältere Klima, das ein gemeinsames, öffentliches Leben oft unangenehm stört, ein mächtiges Hinderniss

dagegen. Rechnen wir hierzu noch die eigene Schuld, dass wir uns immer mehr in unser Zimmer, in unser Eigenthum und in den Kreis solcher Menschen zurückziehen, die mit der bloss allgemeinen Bildung uns wenig anregen, so ist es kein Wunder, dass wir statt jener Grösse in Denken und Handeln häufig das Kleinliche beschränkter Rücksichten, statt jener Würde im Betragen die blosse Manier des Umgangs und statt jener kräftigen frohen Lebensthätigkeit nur Halbheit und Oberflächlichkeit zeigen. Sollten wir nicht, statt immer mehr in diese Schwäche zu versinken, desto eifriger uns nach jenen letzten Spuren umsehen, die uns noch von dem öffentlichen Leben übrig geblieben sind? Es ist schön, sich mit seinen Freunden zusammen zu finden, es ist angenehm, sich mit einem Kreise gebildeter Menschen im Gespräch die Zeit zu verkürzen, aber unendlich schöner und herrlicher ist es, sich mit einer ganzen Stadt, mit den Bewohnern einer ganzen Gegend zu versammeln, und mit Geist und Blick Alle zu umfassen, die mit und um und neben uns des Lebens und Daseyns sich freuen. Und ist es nicht ein Volk, eine Stadt, so sind es doch die Menschen einer grossen Nachbarschaft, die sich unsern Blicken

zeigen und mit uns einerlei Luft athmen, auf demselben Boden gedeihen und an demselben Geiste Theil nehmen, der unser Zeitalter erleuchtet. Schon, indem wir unsere Augen darauf richten, erweitern wir den engen Horizont unsers eingekerkerten Lebens, lassen die Fesseln unserer Verhältnisse fallen, und erheben die Betrachtung zu dem Schauspiele grösserer Verknüpfungen, das uns nachher jeder Erbauung und jeder Freude fähig macht. Selbst das Nächste, was uns umgab, blieb uns oft unbekannt: jetzt werden wir erst gewahr, wie und wo wir stehen. Und wie wir von Thoren und Thürmen uns ein Bild der Stadt einprägen, so sehen wir in dem Strom der Menschen die lebendige Physiognomie des Landes, und fühlen uns selbst von den übrigen Ständen, die in einander wirken, wie Blüten auf einem zweigvollen Baume getragen und getrieben. Wir bemerken jetzt deutlicher, wo die Säfte des Lebens stocken oder frischer hinaufdringen, und entdecken oft in Stamm und Wurzel die Ursache unsers Gedeihens oder unsers beschränkten Wohlstandes. Indem wir Andere anschauen und mustern und von ihnen auf uns zurückblicken, werden wir erst in den Stand gesetzt, uns selbst zu beurtheilen und uns in der Verkettung der Glieder

ausföndig zu machen. Die groſſe Verſchiedenheit, die ſich vor uns ausbreitet, lüftet uns die Bande der Gewohnheit, und zeigt uns auſſer dem Gebrauch unſerer Mittel noch tauſend andere, die uns zur Einrichtung und Anordnung unſers Lebens möglich ſind. Die Manigfaltigkeit der Menge iſt wie ein Reichthum von Waaren zur eigenen Auswahl, und das freie Handeln eines Jeden ein Rathgeber auf unbekannte Fälle. Bewegung, Gedanken, Empfindungen, Sprache — alles gewinnt im Umtauſch gegen einander, und bringt uns bei der gemeinſamen Mittheilung in ein gröſſeres Maſſenverhältniß zum Ganzen. Indem wir tauſend kleinliche Rückſichten und Beſorgniſſe, die unſern zu kümmerlichen Eigennutz bezeichnen, mit edler Scham von uns werfen, nehmen wir mit beherzterem Muth Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche an, die als Charakterzüge eines ganzen Volks immer gröſſern Sinn verrathen, als häusliche Angewöhnungen. In der Menge thut ſich eine Welt vor uns auf, und das menſchliche Herz entwickelt ſich vor uns in tauſendfachen Geſtalten. Nicht allein, daß wir hier und dort ein Ziel, ein Muſter zum Nachſtreben erblicken, ſondern, indem wir ſelbſt durch Vergleichung in der weit ſichtbaren Maſſe

zu einem Tropfen im Meere werden, staunen wir über die reiche, wunderbare Schöpfung, die in so vielerlei Gesicht, Gestalt und Gemüth uns ein kleines Bild ihrer Unendlichkeit gibt. Welche Erhebung, welche Stärkung, welche Beseligung! Hier ist der Punkt, wo Leben, Kunst, und Religion zusammentreffen, und wo in einem Augenblicke auch der gemeinste Mensch ein Philosoph wird. Und wo sind nun diese öffentlichen, freien Versammlungen, die solche Betrachtungen in uns hervorrufen, und zu unserer Bildung so wohlthätig wirken? Welche Oerter, welche Gelegenheiten, welche Veranstaltungen dazu blieben uns noch übrig? — Es ist die Kirche, das Theater, der Markt. Hier ist es, wo alle Stände das Recht haben, mit gleichen Ansprüchen zu einerlei Zweck zu erscheinen, wo dieselbe Quelle der Gedanken Allen fließt, wo derselbe Laut der Freude und des Schmerzes Aller Ohr berührt, wo dieselbe Fülle des Lebens Alle umwogt und trägt und hebt. Wie man von der Höhe eines Berges ein Land überschauet, so sind Kirche und Theater und Markt der Schauplatz in einer Stadt, wo man eine Provinz, wo man ein Volk erkennt. Und wie nahe verwandt sind nicht diese dreie in Mittel und Wirkung! So sehr

sie sich beim ersten Anblick von einander zu entfernen scheinen, so ähnlich sind sie sich bei näherer Betrachtung durch den Geist, der sie belebt und beherrscht. Die Kirche hilft der Kunst durch den Anbau des höhern Sinnes, die Kunst veredelt das Leben und strebt ins Freie hinaus, woher sie wieder frische Nahrung nimmt. Durch alle aber schwebt das höchste Wohlseyn. — Lasst uns zuerst die Kirche betreten! Welche neue, herrliche Erscheinung! Glocken ertönen von hohen Thürmen, Menschen kommen von allen Seiten im festlichen Schmuck, eine grosse Nachbarschaft, ein Dorf, eine Stadt versammelt sich zu einem gemeinsamen Hause, das auf einem freien Platze wie ein steinerner Pallast da steht. Durch die geräumigen Hallen, wo Sitz an Sitz sich drängt, tönet die Musik eines stimmenreichen Instruments, das sonst nirgends gehört wird, und das in seiner Erhabenheit nur dem Donner, dem Sturme oder dem rauschenden Strome, und in seiner Lieblichkeit nur der menschlichen Stimme selbst zu vergleichen ist. Alt und jung, arm und reich, den Fürsten in seinem Herrnstuhl, wie den Bettler an der Thür, erblicken wir still und ehrfurchtsvoll, wie vor einer höhern Anwesenheit, die doch niemand sieht, die

aber Alle als gegenwärtig verehren. Jetzt erhebt sich ein Gesang, der dieselben Leiden, Hoffnungen und Freuden aller Herzen enthält, und dieselben Bitten alle dem Unsichtbaren vorträgt. Ist es nicht eine Familie? stehen sie nicht alle unter einem Herrn? Sind sie nicht alle durch Geburt und Sterblichkeit verwandt? Haben sie nicht gleiche Empfindung? Kaum, dass wir dieses bemerken, dieses denken, so fühlen wir von Andacht uns erhoben, wir stehen vor dem höchsten Herrn, und fragen uns um unser Schicksal. Eine Welt liegt unter uns, einem höhern Ziele streben wir zu, und die kleinliche Sorge sinkt unter uns zurück. Voll Muth und Mitgefühl, voll Nachsicht gegen Andere, fühlen wir uns wieder frei, unser Urtheil wahr und rein, unsern Geist befriedigt durch den Genuss eines höhern Guts. Und dieses höhere gemeinsame Gut, das über uns weit hinaus zu liegen scheint, ist doch auch wieder in uns, und geht vor unsern Augen als die höchste Blüte des Lebens aus dem ganzen Weltall hervor. Wie wichtige Keime liegen also selbst in dem dunkeln Gefühle der Andacht! Wie wahr schliesst sie die Ahnung der Kunst und des vollkommneren Lebens in sich! — Der Gesang ist geendigt, eine öffentliche Rede gibt unsern

Gedanken Worte, und unserm Geiste Stoff zu neuen Gedanken. Wir verlieren uns in ein freieres Feld der Betrachtung, und aus der höhern Ansicht der Dinge stellen wir die verlorne Reinheit und Unschuld wieder her, und erbauen unser Herz. So wird es geschehen, wenn der Redner voll Geist und Heiligkeit unsern Empfindungen vorausseilt, und seine Betrachtung nicht in das Irdische versinkt. In dem letztern aber liegt der Untergang der Religion, wie der Kunst, und das Leben wird ein blosses Aussenwesen. Kennzeichen hiervon sind der blosse Reitz des Neuen, und vorherrschende Beschäftigung der Sinne. Dem gemäss geht man alsdann nicht mehr um der Andacht willen in die Kirche, sondern, um einen Prediger zu hören, der eine schöne Rede hält, und uns angenehm unterhält. Dem gemäss darf das Heilige nicht mehr mit der Folge der Zeit sich verbinden, und als Sitte und Gebrauch wirken, sondern es muss sich, gleich dem Luxus, der Abwechslung unterwerfen, und immer als etwas Neues reitzen. Der Prediger darf nicht mehr nach den Sonntagen, die sogar in den Calendern darnach benannt sind, ein bestimmtes Evangelium zur Betrachtung wählen, sondern muss mit allerhand Sprüchen zur Anwendung auf

häusliche und bürgerliche Einrichtungen überraschen, und vor dem Altar, statt der alten Litanei, bald aus einem neuern Gedichte, bald aus einem Drama etwas absingen. Diessmal so, und ein andermal so, damit man nur immer etwas zu hören und zu merken habe. Und ist die Andacht einmal hier weggeschafft (wofür man die Aufmerksamkeit setzt), so muss sie auch aus dem Gesange fort, wo statt dessen moralische Abhandlungen geliefert werden. Lauter Erscheinungen der Zeit, lauter Mittel, die dazu geeignet sind, alle Spuren des öffentlichen Lebens, auch in der Kirche, noch vollends hinwegzutilgen. Man hat die Ursache davon in dem herrschenden Zeitgeiste gesucht und besonders den Zuhörern die Schuld beigemessen, aber dabei nicht bedacht, dass auch die Prediger dem Einflusse desselben Geistes ausgesetzt waren. Und diese haben denn auch so lange über den grossen Werth unserer Handlungen gesprochen, und die Entbehrlichkeit der Religion gezeigt, bis sie die meisten Zuhörer hinausgepredigt hatten, die nun auf jenen weisen Rath ihrer bürgerlichen Bestimmung, der Arbeit und der Klugheit nachgehen. Nicht, was der Mensch thut, sondern was er dabei denkt und empfindet, die Beziehung auf etwas

Höheres, sein Anschliessen an das Geisterreich kann ihn aus dem bloss sinnlichen, gemeinen Zustand über das Thier erheben. Ohne diesen Seelenadel ist seine Glückseligkeit nicht viel besser als eine Grasung oder Eichelmast, und seine kluge wohlberechnete Thätigkeit nicht mehr werth als der Gang eines Mühlrades, das uns auch mit Brod versorgt. Der Hauptsache, des wachsenden Kornes, der grossen Werkstätte der Natur mit seinem verborgenen Werkmeister wird dabei wenig gedacht. Statt der Religion findet man sich mit ihrem Policeidiener, der Moral, ab, und ist schon froh, wenn durch das Rechtthun über Mein und Dein geschlichtet wird. So hat der liebe Zeitgeist, auch durch den Mund der Prediger, uns immer mehr heruntergezogen und mit dem Einmaleins des Verstandes alle höhere Ahnungen wie mit einer Zauberformel hinweg gebannt. Und wie denn diesem Kleinhandel alles Grosse weichen muss, so muss auch das Herrliche, das in der Idee einer öffentlichen heiligen Versammlung liegt, allmählich verschwinden. Aber hat es deshalb seinen Werth verloren, weil es verkannt wird? bleibt nicht das Grosse des ersten Gedankens, der eine solche Zusammenkunft des Volks beschloss, auch nicht in seinen letzten Spuren

noch verehrungswürdig und wirksam? Und sollten wir damit auch weiter nichts erreichen, als einige Augenblicke der Ruhe und der Stille, die dem Gewirre des Lebens ein Ende macht, und uns zum Nachdenken bringt, so ist damit schon viel, und nach der Behauptung der Quäker alles gewonnen.

Immer sinnvoll und erhebend ist der Anblick einer versammelten Menge, wo alle Stände mit gleichem Recht zu einerlei Zweck sich zusammen finden, und Jeder nach Ablegung seiner Werktagsbestimmung nur als Mensch erscheint. Dieses Grosse gibt auch die Idee eines Theaters, wo die Plätze mit Menschen von allerlei Geschäft, von allerlei Stand, Alter und Charakter sich füllen, welche alle das Recht haben, einem Spiele, das sich vor ihnen eröffnet, Beifall oder Missfallen zu bezeigen. Hier geht der Diener mit dem Herrn an einerlei Tisch, und freut sich mit ihm desselben Mahls. Er verlässt sich darauf, dass er ein menschliches Herz hat, um mit ihm gleich — wenn auch nicht im gleichen Grade — zu empfinden; er kommt mit Forderungen, mit Erwartungen, und will gleich ihm hier unterhalten seyn: Verhältniss, Geschäft und jedes besondere Wissen bleibt dahinten: eine denkende Seele, mit Sinnen und

Leidenschaften begabt, ist fast alles, was er zu seiner Vorbereitung mitbringt. Gleich Harfen mit anklingenden Saiten, gibt sich Jeder dem Eindrücke hin, der mit dem Hauche der Rede ihm zuweht. — Und welch ein Spiel ist es, dem die Menschen hier zusehen? Das Spiel der Welt, das Spiel ihres Herzens, ihr eigenes Schicksal. Der Mensch stellet den Menschen dar, er beschauet sich hier, und belacht und beweint sich selbst. Von allem ruhet die Wahrheit in seiner Brust, und sagt ihm, dass es so ist. Und dennoch bleibt es morgen, wie heute. Nicht, dass er sich erkennen und bessern sollte! Mit nichts! das wäre von der Kunst nur gering gedacht. Es ist zu seiner Lust. Er kommt nach Tagen, nach Jahren wieder, und sieht, dass noch immer der Geitzige knickert, der Schelm betrügt, der Stolze sich brüstet, der Verliebte seufzt und Männer und Weiber oft Untreue begehen. So ist es, so war es, so wird es seyn. Es ist ewige Wahrheit, was er anschaut, gross ist der Wechsel der Erscheinungen und der Gestalten, aber nur die Form ändert sich, die Sache bleibt: alle Thorheiten der Menschen dauern fort; weil aber das Ganze dabei besteht und das Leben ein angenehmes Ding ist, so lässt er alles als ein ergötzliches

Spiel an sich vorüber gehn. Wie alles passt, wie es trifft! Er fühlt es wohl, dass die Wellen an sein Herz schlagen, aber er steht frei wie ein Gott da, und sieht dem Getümmel zu. Schon in seiner eigenen Brust ist er frei im anschauenden Genusse des Spiels. Er hört auf, nach seinem Vortheile, wie zu Hause zu empfinden. Er wirft sich zum Richter einer allgemeinen Sache auf. Etwas Fremdes, etwas, das ausser ihm geschieht, schärft sein Urtheil. Sein Gefühl läutert sich in der allgemeinen Sympathie menschlicher Leiden und Freuden, und weil seine Neigung sich immer auf die Seite des Guten und des Gerechten wendet, so reinigt und stärkt sich zugleich die empfindende Seele. — Und kein Stand, der hier nicht vor das Gericht müsste. Vom Höchsten bis zum Geringsten, er mag befehlen oder gehorchen, müssen alle hier mit ihrer Qual und Lust, mit ihren Schwächen und Thorheiten erscheinen, und nicht nur von den Strafreden ihrer Gegner sich züchtigen, sondern sich ihre persönliche Darstellung selbst bis auf Gang, Mienen und Gebärden, ja bis aufs Wort gefallen lassen. In der That ein heiliger Ort, wo solches Recht gilt! Ein Tempel der Gottheit, wo eine ganze Welt zu unserer Beschauung aufgeht! Ein

ewiger Quell des Lebens, wo der Genuss unserer Tage immer aufs neue hervor quillt! Ein unerschöpfliches Gastmahl, wo ein ganzes Menschengeschlecht sich unterhält von seinen eigenen Gütern! Der herrlichste Triumph der gefangenen Seele, die ihrer selbst lachen und — auch den Schmerz noch in ein Spiel der Freude verwandeln kann! — Und ist das nahe Beisammenseyn so vieler Menschen nichts werth? Ist das Zusammentreffen so vieler entfernten Bewohner, die hier einmal von Antlitz zu Antlitz sich schauen, ohne Folgen für Bildung, Erheiterung, Freundschaft und Freude? Muss hier der Kreis der Familie, der Rücksichten, der Gedanken, der Betrachtungen sich nicht erweitern? Liegt nicht in der allgemeineren Annäherung die Möglichkeit, ja die Veranstaltung zu einem neuen Gewebe, zu einem neuen Spiele? Muss die gleiche Anregung des Geistes durch einerlei Gegenstände nicht viel zu gleicher Entwicklung der Kräfte, zur Schärfung des Gefühls für Wahrheit und Schönheit, nicht viel zur gemeinsamen Stimmung des Geschmacks beitragen? Freilich kann alles dieses nur in vollem Masse geschehen, wenn im Sinne der Kunst auf sie gewirkt, nicht rückgängig das Spezielle eines Jeden wieder zum Vorschein

gebracht, nicht die Fessel des eben verlassenen Hausstandes wieder angezogen, nicht bloss das Interesse des Bluts gereizt, nicht bloss der gröbere Bestandtheil des Menschen mit den thierischen Elementen seines Daseyns aufgeregt, nicht durch Blendwerk der Sinne, durch eingeborgten Schimmer des Witzes die Natur in ihrer ewigen Wahrheit verschleiert, in ihrer Reinheit getrübt, und nach der unvollkommenen Ansicht eines Jeden verfälscht, sondern die nächste Theilnahme des Zuschauers zu dem Entferntern, zu dem Allgemeinem, zu der freien Erscheinung im Bilde, zu den Begegnissen und Handlungen wie zu einem Spiele der Welt überhaupt, zum höhern und weitern Anblicke der Natur immer mehr und mehr hinaufgeleitet, erhoben und wie in eine reinere Luft versetzt wird; sonst geht es hier, wie in der Kirche: man will nur etwas Neues, etwas Ueberraschendes hören und sehen, durch Einzelheiten gereizt und gleich den Kindern durch allerlei Farben unterhalten, nur für den Augenblick amüsirt seyn, was doch den höhern Genuss der Kunst, die nur in der tiefern Wahrheit auch die Schönheit findet, noch lange nicht erreicht. Auf jenem Wege wird man bald gesättigt und abgestumpft, auf diesem im-

mer mehr angezogen; man spricht: das hab' ich alles schon gesehn, und geht auf die vorige Grasung, oder an den Spieltisch zurück. So kann auch das Theater, wenn es den Zweck der Kunst verfehlt, zuletzt dem Untergange nahe kommen, dem das Grosse und Herrliche des öffentlichen Lebens überhaupt ausgesetzt ist.

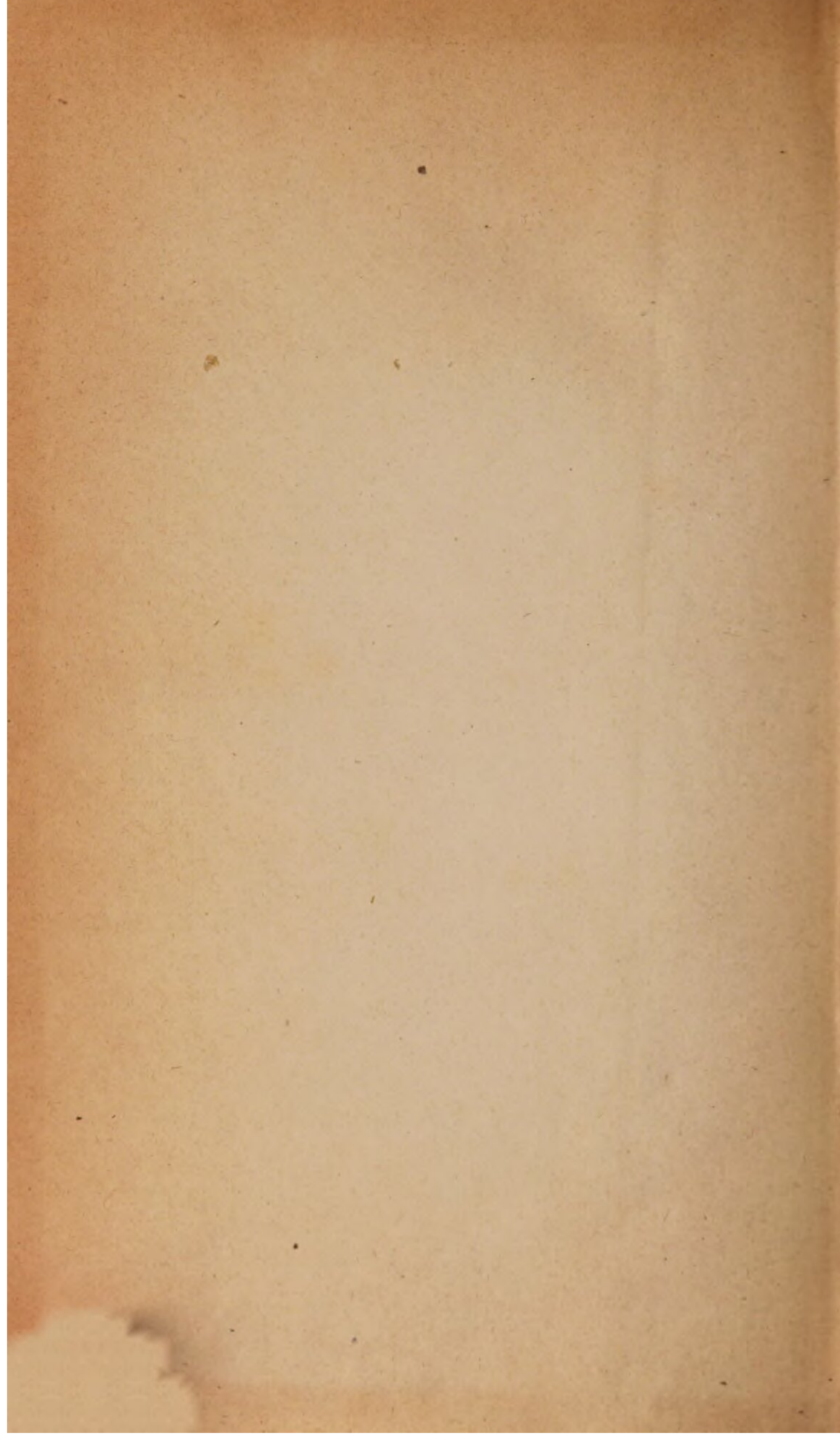
Noch öffnet sich der Markt mit seiner wogenden Menge dem fröhlichen Anblick. Schon der Handelsverkehr allein, welcher Käufer und Verkäufer aus verschiedenen Gegenden herbeiführt, und mit dem Vergleich und Umtausch der Waaren auch die Vermittelung und Ausgleichung der Gesinnungen und Meinungen möglich macht, bringt eine grössere Vereinigung getrennter Kräfte, ein Lernen und Beeifern und Anfeuern zu kühnern Unternehmungen hervor, und gibt zuletzt einer ganzen Provinz, einem ganzen Lande ein vortheilhafteres Gepräge. Das heimisch Unvolkommene, Mangelhafte bleibt zurück, und das Bessere des Nachbarn wird an dessen Stelle einheimisch. Man lernt die ersten Hindernisse des Lebens leichter bekämpfen und besiegen, und kann nun früher aus dem Zwang der Bedürfnisse an das Licht und in die Freiheit des Geistes hinaufsteigen. Aber auch abgesehen von dieser ersten Stufe der Völkerbil-

dung, wo vorzüglich Meerhäfen, grosse Handelsplätze und Messen in Betrachtung kommen, die durch Luxus und Leichtsinn auch wieder manches Uebel verbreiten, so hat schon jede freie Zusammenkunft des Volks an kleinen und grossen Markttagen durch die Vermischung der verschiedenen Stände, durch die Erweiterung des Gesichtskreises der getrennten Hausbewohner, durch die grössere Munterkeit in Bewegung und Handlung, durch die Entstehung eines ganz neuen kühnern Anstandes und Betragens, durch die Berührung so vieler Verhältnisse, die in dem Anschwellen und Auf- und Abwogen der grösseren Masse mehr Geist und Lebensfunken weckt, einen nicht geringen Werth sowohl für die Bildung Aller, als für den Genuss der Güter und der gemeinsamen Fröhlichkeit. Wer kann diess bunte Treiben der belebten Menge sehen, ohne diesem Anblicke selbst ein heiteres Antlitz zu bieten! Welch ein herrlicher Schauplatz, Welch eine Schule der freieren Entwicklung! Welch eine Quelle von Menschenkenntniss! Welch eine Uebung des Witzes und des Scherzes in den hin und wieder schallenden Stimmen! Welche Neckerei in der Begrüssung! Welche Freundschaft in der Beschenkung! Der Jahrmarkt ist des Jah-

res Sonntag, ein Festtag aller Tage. Höher erhebt sich der Sinn; wie das Auge über die Häupter der Menschen, so schwebt der Blick des Geistes und die Erinnerung nach grössern Verhältnissen über Jahre und Tage, über Unfälle und Schicksale. Es gilt ein fröhliches Mahl, ein munteres Spiel, ein Lied, ein Tanz! Musik erschallt von allen Seiten. Mehr Freiheit, mehr Regsamkeit, mehr Empfänglichkeit — (Stufen zur Erhebung des Menschen!) der Ernst des Lebens wird ein Spiel — (die ersten frischen Keime für die Kunst!) das befreiete Gemüth wird höherer Gedanken fähig — (Vorbildung zur Religion!) Arbeit und Geschäft und das ganze Leben erscheint als Weg und Vorrichtung zur Freude — (höhere Ahnung!)

Zu dem Begriffe des Marktes gehört auch jedes Volksfest überhaupt, Tage des Jahres, die mit ihren Spielen und Scherzen, wie die Sonntage in den Kirchen mit ihren Evangelien, ihren Advents- und Pfingstliedern wiederkehren, die mit der Natur und den Jahreszeiten in treuer Verbindung bleiben, und, gleich der Frömmigkeit, auf Sitten und Gebräuche halten. Es gibt kein Volksfest, das nicht sinnvoller und ergötzlicher wäre, als die grösste Alltagsgesellschaft des Zimmers; aber weil der

Sinn für den Scherz und für die Bedeutung des Lebens fast ganz verloren gegangen ist, so verkommt und vergeht auch allmählich diese alte Lust, und das Volk irrt umher, wie eine verlassene Heerde. Man nimmt ihnen ihre Sitten und Gewohnheiten, und hat nicht Geist und Kraft genug, ihnen etwas Neues und Besseres dafür zu geben. Der nüchterne Verstand entreisst den noch kräftigen Menschen die letzten Mittel, ihre Phantasie zu beleben. Luxus für Freude, Zierlichkeit für Freiheit, neue Moden für die alten Sitten. So soll auch hier alles nach flüchtigem Reitz und nach der Oberflächlichkeit sich fügen. Traurig für die Kunst, betrübt für die Religion, niederbeugend für das Leben! — Nein, lasst sie walten nach ihrem Sinn, die Dreistfröhlichen, die noch in ihrer Brust sich fühlen; auch unser Heil kommt aus ihrem Gedeihen, Hülfe kommt aus ihrer Stärke, Geist und Anmuth aus ihrer Kraft. Trompeten klingen, Stimmen schallen; hinaus ins Freie, wir sind ihre Gäste!



Schütze, Stephan,

Gedanken und Einfälle über Leben und Kunst

Leipzig 1810

L.eleg.g. 359 I

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574639-7